Die Sühne des Verbrechers.

Erzählung

für Volk und Jugend

von

Wilhelm Herchenbach.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1869.

Das Ueberſetzungsrecht behält ſich der Verfaſſer vor.

Entered according to Act of Congress, A. D., 1863, by Hoffmann & Bros., in the Clerk's Office of the District Court of the United States of America, for the District of Wisconsin.

Carl Clasen gez.

Druck von G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, die Sühne des Verbrechers.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

Erstes Kapitel.

Die beiden Nachbarn.

Meister Rudolph hatte den Tag über den Hobel tüchtig gebraucht, oder, wie er sich selbst auszudrücken pflegte, das nothwendige Armenschmalz nicht gespart. Beim Beginn der Dämmerung war ein Stück Arbeit fertig geworden, und nun gönnte sich der Meister auch ein Stündchen Ruhe und nahm auf der Bank vor seinem Hause Platz. Seelenvergnügt sein Pfeifchen stopfend, schaute er in die umgebende Landschaft und freute sich über das frische Grün. Jedes Blättchen, jedes Grashälmchen hatte etwas Anheimelndes für ihn, und selbst der dürre Steckenzaun, der sein kleines Besitzthum von dem des Nachbar Ostermann trennte, gefiel ihm heute ausnehmend gut. Die Dinge sahen in der Wirklichkeit nicht anders aus, wie alle Tage, aber Meister Rudolph war fröhlich gestimmt und diese innere Fröhlichkeit verlieh der Umgebung einen ganz besonderen Glanz.

Während er noch stopfte, kam der Nachbar Ostermann von seinem Spaziergange zurück und nahm neben dem Schreiner Platz. Dieser Herr Ostermann hatte sonst in der Stadt gewohnt und sich als Bierbrauer ein hübsches Vermögen erworben, das er nun in der idyllischen Einsamkeit des Dorfes Freiwald verzehrte. Die Wahrheit zu gestehen gereichte es den Bauern etwas zum Aergernisse, daß er keine Schwielen in den Hän-

den hatte, den langen lieben Tag sein spanisches Rohr spazieren trug und einen besseren Tisch hatte, als selbst der Pfarrer Ambrosius; aber Meister Rudolph war ganz anderer Meinung. „Ei was," sagte er oft, „das sind unsere Sachen nicht. Er läßt ein hübsches Stück Geld im Dorfe, und das kommt uns recht gut. In Freiwald mangelt es ja fast immer an klingender Münze, und da sollte ich doch meinen, wir müßten uns recht von Herzen freuen, wenn die Städter hierher kommen und etwas von ihrem Reichthume hier lassen."

„Nun, Meister," fragte Ostermann, „wie sieht's denn mit meinen Tischen und Schränken aus? Ist's bald so weit, daß ich sie bekomme?"

„Alles fix und fertig, Herr Nachbar. Morgen schaffe ich sie hinüber. Ich bin Ihnen recht dankbar, daß Sie auf der Stelle zahlen wollen. Dadurch wird es mir möglich, einen vortheilhaften Holzkauf zu machen. Sie wissen ja, der Baron Leuther, dem der Wald um das Dorf gehört, giebt keinen Splitter ab, wenn man ihm nicht baares Gold auf den Tisch legt."

„Warum nennt ihr den Leuther hier in Freiwald Baron?" fragte Ostermann. „So viel ich weiß, ist er nicht mehr Baron, wie du und ich. Ich habe ihn schon vor zwanzig Jahren gekannt. Damals war er in Ammelberg Rentmeister des Grafen von Freitag; er hatte sein knappes Auskommen und zuweilen auch das nicht einmal, wenigstens war er oft in Geldverlegenheit, und ich habe ihm mehr als ein Dutzendmal aus der Patsche geholfen."

„Er mag den Namen wohl deßhalb bekommen haben, weil er später so plötzlich reich wurde und einen großen Theil der Freitag'schen Güter ankaufte. So geht's in der Welt. Die Beiden wechselten die Rollen; der Freitag wurde ein armer Schlucker, der zuletzt im Armenhause starb und der Leuther wurde aus einem armen Rentmeister der reichste Gutsbesitzer. Wie kam er nur so plötzlich zu all dem Gelde?"

„Wie die Leute sagen," antwortete Ostermann, „soll er eine große Erbschaft in Amerika gethan haben. Er ist damals auch hingereist; als er zurückkam, brachte er den Reichthum mit."

Meister Rudolph schob die Zipfelmütze ein wenig auf die Seite und sprach: „Ich bin nur ein armer Schreiner und lebe aus der Hand in den Mund, aber wenn ich Alles in den Kauf nehmen sollte, möchte ich mit dem Leuther doch nicht tauschen?"

„Warum nicht, Meister?"

„Das will ich Ihnen sagen, Herr Ostermann; sehen Sie, der Mann sieht ewig unzufrieden aus, und es scheint, daß er gar nicht weiß, was Fröhlichkeit ist. In seinem prächtigen Hause ist es so still, daß man nicht einmal eine Fliege summen hört; die Knechte und Mägde schleichen umher, als ob sie jeden Augenblick eine Ohrfeige fürchteten, und selbst seine Frau ist nach und nach ganz ernst und stille geworden."

„Magst wohl recht haben," antwortete Ostermann, „aber der trübselige Geselle soll uns den schönen Abend nicht verderben. Plaudern wir von etwas Anderm."

Die beiden Männer sprachen von Diesem und Jenem; der Meister trug sich mit allerlei Plänen. Er hatte die Absicht, nach und nach einen Vorrath von Möbeln anzufertigen und denselben in der Stadt loszuschlagen. Es schien ihm gar nicht so unmöglich, auf diese Weise im Laufe der Zeit ein Kapitälchen anzusammeln und sein Geschäft auf eine respektable Höhe zu bringen.

„Nu," antwortete Ostermann, „Du bist auch Einer, der gerne Luftschlösser baut. Es ist allerdings eine billige Bauart, denn sie kostet nichts als ein wenig Zeit, und die wird beim Sinnen und Planen obendrein noch recht angenehm ausgefüllt, aber, weißt du, wenn man damit fertig ist und einzuziehen gedenkt, dann stürzt einem das ganze Gebäude über dem Kopfe zusammen. Ich hab's erfahren. Die ersten Jahre hörte

ich auch gar nicht auf, solche Luftgebäude aufzuführen, aber ich könnte nicht sagen, daß es mich vorwärts gebracht hätte; im Gegentheile hatte ich nach solchen süßen Selbstgesprächen in der Regel weniger Lust an der Arbeit. Ich weiß dir einen besseren Weg. Schau, in Ammelberg werden jetzt eine hübsche Anzahl städtischer Gebäude aufgeführt. Die Schreinerarbeit könnte ich dir durch meinen Einfluß verschaffen, und dabei ist ein hübsches Sümmchen verdient."

„Ja, daran habe ich auch schon gedacht, Herr Nachbar, aber da muß man einen Bürgen stellen, und den weiß ich nicht aufzutreiben. Unser eins kann ja nicht die geringste Sicherheit bieten."

Ostermann kaute eine Weile an seinem Stockknopfe, dann entgegnete er: „Eigentlich habe ich noch eine alte Schuld abzutragen, Rudolph. Zehn Jahre hatte ich schon mit meinen Luftschlössern umherlaborirt und nichts vor mich gebracht, da bot sich mir Gelegenheit zu einer bedeutenden Lieferung; aber ich konnte sie nicht übernehmen, weil mir die nothwendigen Fonds fehlten. Was meinst du, was da geschah? Mein Nachbar, der im Geschäfte reich geworden, kam zu mir herüber und sagte: „Nur zu, Ostermann. Wenn's irgendwo mangelt, dann bin ich ja auch noch da; mach' nur den Mund auf und sage mir, was du brauchst."

„Siehst du, Rudolph, dieser gute Nachbar half mir über den ersten Berg hinweg; nachher, als ich in meinen eigenen Schubladen einen hübschen Halt hatte und durch den Erfolg mein Fleiß immer größer wurde, da ging es von selbst. Diese Schuld habe ich bis heute noch nicht abgetragen und deßhalb biete ich dir dasselbe an. Morgen gehen wir zusammen in die Stadt, sehen uns das Erforderliche an und greifen dann frisch zu."

Meister Rudolph hätte in seinem Leben nicht daran gedacht, solche Hülfe zu beanspruchen, deßhalb

war er bei dem großmüthigen Anerbieten auch ganz aus dem Häuschen und wußte selbst nicht, was er vor Verlegenheit daherstottern sollte.

Es war unterdessen ganz dunkel geworden und die beiden Nachbarn gingen händeschüttelnd auseinander. Der Schreiner erfreute sich sonst eines gesunden Schlafes, und in der Regel schlummerte er schon während des Abendgebets ein, aber heute war die Freude zu groß; er machte die ganze Nacht kein Auge zu, ja er ärgerte sich sogar, daß Katharina, seine Frau, darauf los schlief, als wenn gar nichts Besonderes vorgefallen wäre.

Am folgenden Morgen war Rudolph ganz heikel beim Anziehen. Die Zipfelmütze und das Schurzfell fanden heute keine Gnade; der Meister legte frisches Linnen und seinen Sonntagsstaat an; am Frühstücke wurde eigentlich nur so im Vorübergehen genippt, welcher Umstand Frau Katharina ein wenig ärgerlich machte. Sie ließ einmal nicht von dem Grundsatze, daß in einem hungrigen Magen allerlei schlimme Gedanken emporkämen, daß aber ein satter Mensch stets zufrieden sei. Wir wollen mit Katharina keinen Krieg anfangen; aber wir sind doch der Meinung, daß sie in ihren Ansichten zu weit geht. Meister Rudolph pflegte ihr gewöhnlich mit einer ganz entgegengesetzten Behauptung zu dienen; er sagte, aus einem leeren Magen entstände nur Gutes und Schönes; der Hunger mache die Menschen erfinderisch und es würde heute noch keine Dampfschiffe und Eisenbahnen geben, wenn die Menschheit immer satt geworden wäre.

Herr Ostermann stand schon bereit, als Rudolph kam. Den unvermeidlichen Rohrstock, seinen steten Begleiter, zur Hand nehmend, schritt er mit dem Meister durch Freiwald. Da war Mancher, der ein recht neidisches Gefühl empfand, als er den Schreiner so vertraulich neben dem Rentner einhergehen sah, aber sie ließen sich's nicht merken, sondern schüttelten lieber mit dem Kopfe und machten allerlei boshafte Bemerkungen.

Herr Ostermann besaß in der That in Ammelberg einen sehr bedeutenden Einfluß, und er machte ihn für Rudolph geltend. Da waren pro Priomo die Herren Gemeinderäthe und an ihrer Spitze der Bürgermeister; pro Secundo eine Anzahl reicher Bürger, die in städtischen Dingen gerne Rath ertheilten. Allen denen stellte Herr Ostermann unsern Meister vor, sagte viel Lobenswerthes von ihm und meinte schließlich, daß sie billiger und besser führen, wenn sie ihm die sämmtlichen Schreinerarbeiten übertrügen, besonders da er sich in den Riß stellen und für ihn bürgen wolle.

Der letztere Umstand war entscheidend; ehe die Beiden die Stadt verließen, hatte Meister Rudolph den Auftrag in der Tasche. Er schwamm vollständig über von Dank, aber Ostermann wehrte ab. „So weit sind wir noch nicht," sagte er. „Die Hauptsache ist nun, daß du trockenes Holz in hinreichender Menge hast, um die Arbeiten tadellos zu liefern; denn machst du zum erstenmale einen Fehler, so erhälst du sicher zum zweitenmale keinen Auftrag. Geh' also jetzt gleich zum Leuther und mache deine Ankäufe. Wenn er ungeberdig ist und baare Zahlung verlangt, so komm zu mir, ich helfe schon."

Rudolph schüttelte seinem Begleiter dankbar die Hand, bog vom Wege ab und schlug einen Waldpfad ein. Auf einer Anhöhe zwischen prachtvollen Buchen lag ein schloßartiges Gebäude. Ehemals hatte es dem Grafen von Freitag als Jagdhaus gedient; jetzt aber wurde es von Herrn Leuther, dem sogenannten Baron bewohnt. Der Wald war vielleicht in hundert Jahren nicht geschlagen worden, deßhalb standen Buchen, Eichen und Tannen so dicht, daß eine Lichtung noth that. Leuther trug diesem, ihm so vortheilhaftem Umstande auch gebührende Rechnung; seit einigen Jahren, das heißt, so lange er Eigenthümer der gräflichen Güter war, ließ er fortwährend Holz schlagen, welches er theils auf dem Stamme, theils als geschnittene Bretter verkaufte.

Nicht weit von dem Jagdschlosse stand ein großer Trockenschuppen, wo die Bretter in hohen Haufen aufgestapelt lagen. Dorthin begab sich Rudolph, untersuchte die einzelnen Blöcke und notirte sich in sein Taschenbuch, was ihm für seinen Zweck geeignet schien.

Noch war er damit beschäftigt, als Leuther aus dem Walde geritten kam. Ein großer Hund mit mächtigem Halsbande lief neben ihm her; er hatte ein so grimmiges Aussehen, daß es einem angst und bange wurde, wenn er das Maul aufmachte und das furchtbare Gebiß zeigte. Das Gesicht des Reiters flößte ebenfalls kein besonderes Zutrauen ein; es lag etwas Abschreckendes in demselben: man wußte nicht, ob es an eine schwere Schuld gemahnte, ob es lauernde Heimtücke oder grübelnde Bosheit war.

Als er des Schreiners ansichtig wurde, sprang er vom Pferde, daß die Sporen an den kurzen Reiterstiefeln klirrten.

„Holz kaufen?“ fragte er kurz.

Der Meister nahm sein Käpplein ab, trat näher und entgegnete: „Ja, Herr Baron, ich habe in diesem Augenblicke einen hübschen Bedarf und würde für eine tüchtige Summe kaufen, wenn Sie die Preise niedrig stellen.“

„Ach was niedrig!“ sprach Leuther. „Das Holz hat seine Preise, und die müssen bezahlt werden, Feilschen und Handeln ist bei mir nicht angebracht.“

„Aber ich brauche diesmal sehr viel, Herr Baron.“

„Dann wird wohl aus dem Handel gar nichts werden, denn sehr viel könnt Ihr nicht bezahlen, und ich gebe ohne baares Geld kein Bord weg.“

Meister Rudolph hatte ähnliche Ausdrücke oft genug hören und ruhig in die Tasche stecken müssen; heute aber durfte er den Kopf erheben und konnte sich ein Ansehen geben, wie ein Rothschild. „Herr Baron,“ sprach er so keck, daß man nicht hätte glauben sollen,

es sei derselbe Meister Rudolph, der sich sonst so demüthig in die Ecke drückte und eine Haltung annahm, als wenn er im nächsten Augenblicke zusammenbrechen müßte, „Herr Baron, ich habe auch gar nicht die Absicht, etwas schuldig zu bleiben, Alles wird auf der Stelle bezahlt, aber auf einen gewissen Rabatt wird man bei der Baarzahlung doch rechnen dürfen.“

„Auf keinen Groschen; der Rabatt steckt schon im Preise. Also suchen Sie aus, was Sie haben wollen; ich bin zu langem Schwätzen durchaus nicht aufgelegt und hab' auch keine Zeit dazu.“

„Hm,“ dachte Meister Rudolph, „der Herr Baron ist so gerade aus, daß man es kurzweg grob nennen kann, aber das soll mich wenig kümmern; ich will die Waare ganz genau besehen und keine Katze im Sacke kaufen.“

„Sie müssen mir schon erlauben, daß ich vorsichtig und langsam zu Werke gehe,“ wandte er sich an den Brummbär; „aber ich will Ihnen nicht zumuthen, daß Sie sich hier langweilen. Vor Abend werde ich so nicht fertig.“

Leuther ging. Rudolph aber nahm Maßstab und Notizbuch aus der Tasche und begann, die einzelnen Bretter zu messen und die Trockenheit des Holzes zu untersuchen. Er tiftelte und tiftelte so lange, bis er seinen ganzen Bedarf notirt hatte; dann ging er mit einem gewissen Selbstgefühle in das Jagdschloß. Leuther saß noch in demselben Anzuge, den er auf dem Ritt getragen, in seiner Schreibstube. Vor ihm lag ein Bogen Papier und er hielt auch eine Feder in der Hand, aber er schrieb nicht, sondern starrte in's Leere, wie ein Mensch, der über eine Sache nachdenkt, die ihm schon viel Sorgen gemacht hat. Er seufzte sogar und bemerkte nicht einmal, daß Meister Rudolph eintrat.

„Herr Baron,“ sprach dieser, „ich habe meinen Bedarf ausgesucht und aufgeschrieben; wollen Sie sich

das Verzeichniß ansehen und mir eine Bescheinigung geben, daß ich es gekauft habe?“

„Eine Bescheinigung?“ fragte Leuther unwirsch. „Wozu ist das nöthig? Nehmen Sie das Holz ab, so ist das Andere überflüssig.“

„Wir denken in diesem Punkte etwas verschieden, Herr Baron. Ich will gerade dieses Holz haben und mein Geschäft damit machen; darum thut mir eine Bescheinigung noth.“

„Sie trauen mir also nicht?“

„Warum sollte ich Ihnen mehr trauen, wie Sie mir. Wenn einmal auf der einen Seite Mißtrauen ist, so darf es auch auf der andern sein.“

„Leuther sah den Meister mit einem befremdenden Blicke an, aber er mußte seine Bemerkung in der Ordnung gefunden haben, denn nachdem er die Liste durchgesehen, nahm er die Feder und schrieb die verlangte Bescheinigung darunter, indem er fragte: „Wann wollt Ihr abfahren lassen?“

„Morgen,“ antwortete Rudolph, wünschte gute Nacht und ging zur Thüre hinaus. Leuther schaute ihm mit einem düstern Blicke nach und murmelte: „Warum traut mir der Mensch nicht? Hat er Ursache dazu? Es gefällt mir übrigens, daß er mit der Sprache herausrückt und geradezu sagt, was er denkt. Die Andern gehen einem bloß aus dem Wege und sehen scheu auf den Boden, wenn man von Weitem kommt. Es ist doch eigentlich ein verfluchtes Hundeleben, was ich führe. Gold in Hülle und Fülle, aber keine Zufriedenheit, keinen frohen Muth. Die armen Teufel, welche die schweren Holzsägen für mich ziehen, singen noch bei der Arbeit, und doch haben sie eigentlich kaum schwarzes Brod genug. Wann habe ich denn zuletzt gesungen? Ich glaube in zwanzig Jahren nicht mehr!“

Er erhob sich vom Schreibpulte, nahm die Lampe und begab sich in das Familienzimmer. Die Stimmchen der Kinder schallten lustig durcheinander und die

Mutter lachte so herzlich mit, daß es ordentlich ansteckend auf die Zuhörer wirken mußte; aber Leuther blieb finster, wie er vorher gewesen, das Lachen schien ihn sogar sehr zu verdrießen. Sobald er in's Zimmer trat, verstummte der heitere Lärm; die Kinderchen stürzten ihm nicht entgegen, wie man es in andern Familien gewohnt ist, sondern sie verkrochen sich hinter die Mutter und wagten kaum zu athmen. Auch die Mutter war plötzlich still geworden und griff jetzt nach dem Strickzeug.

„Ist Niemand hier gewesen, Rosa?" fragte er in barschem Tone.

„Niemand. Ja doch, der Jäger aus Ammelberg war da und wollte mit Dir reden."

„Der Stakelberg? Was wollte der denn?"

„Er hat es mir nicht gesagt; morgen will er wiederkommen."

Leuther schaute eine Weile vor sich hin, dann rief er die kleine Anna, welche sich hinter den Stuhl der Mutter verkrochen hatte. Das Kind stand augenblicklich auf, aber es näherte sich nur scheu dem düstern Vater. Er nahm es auf den Schooß und fuhr mit den Händen durch die blonden Locken. Merkwürdig, wie der sonst so wortkarge und unfreundliche Mann ein ganz anderes Wesen annahm, als das Kind auf seinem Schooße saß. Das Gesicht verlor die Falten, die Augen, welche vorher noch so giftig geblickt hatten, erhielten einen angenehmeren Ausdruck, der ganze Mann wurde ein anderer. Annchen war sein Lieblingskind, er war ihr wirklich recht innig zugethan; aber selbst in den Augenblicken, wo er freundlich und liebevoll sein wollte, hatte er immer noch etwas Abstoßendes.

Er ließ Annchen jetzt auf dem Knie reiten, erzählte ihr drollige Geschichten und fragte nach seinen Spielen. Das Kind war anfangs sehr zurückhaltend; als er aber immer leutseliger wurde und sogar einmal laut lachte, da faßte es sich ein Herz, sprang und hüpfte, und jubelte ebensolaut, wie es vorhin gethan hatte. Victor und

Anselm wagten sich jetzt auch hinter der Mutter weg; aber bis zum Vater getrauten sie sich doch nicht, sondern blieben in einiger Entfernung stehen.

Rosa, die Mutter, hätte gerne Antheil an der Unterhaltung genommen, aber das Herz zitterte ihr gewöhnlich, wenn sie den barschen Mann anreden mußte.

Dir fröhliche Stimmung dauerte auch nicht lange; bald setzte Leuther das Kind auf den Boden. „Jetzt müßt ihr zu Bett!“ sagte er.

Keines sträubte sich; selbst Annchen machte keinen Versuch, noch länger aufzubleiben. Auch Rosa erhob sich und geleitete die Kinder in die Schlafkammer. Dort standen drei, mit weißen Decken überbreitete Bettchen. Die Mutter kleidete sie aus, legte ihnen die Nachtkittel an und ließ sie an ihren Schooß knieen, wo sie mit lauter Stimme das Abendgebet verrichten mußten.

Als es geschehen war, sagte die Mutter: „Nun wollen wir auch noch für eure Brüderchen und Schwesterchen beten. Sie thaten dasselbe jeden Abend; aber heute hatte Annchen, die kleinste, allerlei Fragen zu stellen. Sie wollte von jedem wissen, wie er ausgesehen, wie er gespielt habe und warum er gestorben sei.

Solche Fragen schnitten der guten Rosa immer tief in's Herz. Sie hatte fünf Kinder verloren und wurde immer traurig, wenn die Rede auf die Hingeschiedenen kam; auch jetzt flossen ihr die Thränen. Da kletterte Anna auf ihren Schooß, küßte und umhalste sie und flüsterte: „Aber, Mutter, warum weinst du denn? Hast du mir nicht gesagt, daß sie hübsche Engelchen sind und goldene Flügel haben?“

„Ja wohl, mein Kind, aber ich hatte sie alle so lieb und ich muß weinen, weil sie nicht mehr bei mir sind.“

„Das ist wahr, Mutter, daran habe ich nicht gedacht. O, wie schön, wenn sie noch hier wären und mit uns spielten. Fünf und drei, wie viel ist das?“

„Acht, mein Kind!“

Anna zählte an den Fingern, aber sie verwickelte

sich darin und fing so oft wieder von vorne an, bis sie es zuletzt müde wurde. „Wenn sie Flügel haben," sagte sie nachdenklich, „so können sie auch auf die Pflaumenbäume und Kirschbäume fliegen."

„Und auch auf die Apfelsinenbäume!" setzte Victor hinzu.

„Und auf die Feigenbäume," meinte Anselm. „Wenn ich Engel wäre, so würde ich mir diese immer aussuchen."

„Weißt du, was mich wundert, Mutter?" fragte Annchen jetzt. „Ich begreife nicht, warum sie keinmal nach Freiwald herabfliegen oder hier in den Wald. Ich habe mich schon auf den Hügel gestellt und in die Wolken geschaut, aber ich habe sie niemals gesehen. Ich glaube, sie mögen nicht zu uns kommen; wir sind ihnen nicht artig genug. Wenn ich aber einmal ein Engel werde, so komme ich alle Tage und bleibe hier bis die Sterne scheinen."

So plauderten die Kinder noch eine Weile, dann legte sie Rosa in's Bett und deckte sie zu. Nachdem sie jedem noch einen Kuß auf die Lippen gedrückt und gute Nacht gewünscht hatte, ging sie in die Wohnstube zurück, wo Leuther mit Ungestüm nach dem Abendessen rief.

Stumm verschluckte er die Bissen; Rosa aber blieb fast jedes Bröckchen im Halse stecken und sie wäre am liebsten gleich ohne Essen zu Bette gegangen, aber das durfte sie nicht. Nachdem Leuther rasch sein Abendessen verschlungen hatte, stand er auf und ging wieder in seine Schreibstube zurück, wo er die halbe Nacht mit langen Schritten auf und abwandelte. Rosa aber ging zu den Kindern und dachte mit schweren Seufzern über die Freudenlosigkeit ihrer Ehe nach. Geld und Gut hatte sie in Fülle und konnte jeden Wunsch befriedigen, aber sie würde ohne Bedauern Alles hingegeben haben, wenn sie damit den Frieden hätte erkaufen können.

Zweites Kapitel.

Hobeln und Singen.

Das arme Haus des Meister Rudolph bildete den vollständigsten Gegensatz zu dem des Leuther. Hier gab es weder Teppiche, noch Polsterstühle; es sah Alles recht ärmlich und nothdürftig aus und die Werkstätte war das geräumigste Gemach im Hause; aber es war etwas da, was sich im Jagdschlosse nicht fand, nämlich der Frieden des Herzens und die treue Gattenliebe. Katharina hatte schon eine Weile an der Thüre auf den Rudolph gewartet und in ihrer Ungeduld bereits ein halbes Dutzend von den Traubenblättern, welche das Haus umrankten, zerpflückt. Der Nachbar Ostermann war schon am Mittage zurückgekommen und hatte ihr einen freundlichen guten Tag zugewinkt, aber auf ihren Rudolph wartete sie noch vergebens. Sie wäre gerne zu Ostermann hinübergesprungen, um ihn zu fragen, wo ihr Mann bleibe und wie es in der Stadt gegangen, aber sie getraute sich nicht, denn er blieb in ihren Augen doch immer ein vornehmer Mann, wenn sie auch nicht leugnen konnte, daß er mit Rudolph wie mit seines Gleichen umging.

Endlich — es war schon ganz dunkel geworden — hörte sie ihn kommen. Am Pfeifen erkannte sie ihn. Wie ein Kind, das dem Vater entgegenläuft, stürzte sie fort und breitete schon von Weitem die Arme aus. „Nun, wie hat's gegangen und warum bleibst du so

lange? Ostermann ist schon seit Mittag hier; ich habe mir die Augen bald schief nach dir gesehen. Wo hast du denn gesteckt? Ich kann dir sagen, ich habe eine ordentliche Angst um dich ausgestanden. Nun, sprich doch einmal!"

„Ja, Katharina," antwortete Rudolph lachend, „wenn du einmal das Wort hast, so kommt ein Anderer sobald nicht an die Reihe. Was willst du nun eigentlich zuerst wissen?"

„Wie es in der Stadt gegangen."

„Ganz vortrefflich, Katharina. Der Herr Ostermann versteht mit den Leuten umzugehen! Du hast keinen Begriff davon. Er führte mich von einem vornehmen Manne zum andern und sagte so viel Gutes von mir, daß ich um ein Haar selbst geglaubt hätte, ich sei was Rechtes. „Uebergebt dem Meister Rudolph nur die Arbeit," sagte er, „so erhaltet ihr etwas Gediegenes. Er ist noch einer von den Meistern, auf die man sich verlassen kann. Er braucht noch wirkliches Holz und keinen Pappendeckel. Was der zusammenleimt und nagelt, das geht in Ewigkeit nicht los."

Der Herr Bürgermeister gab ihm zur Antwort: „Ja, Herr Ostermann, das ist Alles gut und wohl, und ich glaube von Herzen gern, daß er sein Handwerk aus dem Fundamente versteht; aber wir kennen ihn nicht und wissen auch nicht, ob wir uns an ihm erholen können, wenn doch etwas schief gehen sollte."

„Hm!" sprach Ostermann, „dafür bin ich auch noch da, und ich habe einen ziemlich breiten Rücken."

„Wenn Sie die Bürgschaft übernehmen wollen, so soll er die Arbeit haben," sprach der Bürgermeister, und er gab dem Ostermann die Hand darauf. Dieser unterschrieb auch sogleich den Bürgschaftsschein, und er that es mit einem Gesichte, als ob es sich nur um einen Hobelspan handelte. Was mich aber anging, so habe ich am ganzen Leibe wie Espenlaub gezittert, als ich meinen Namen unter den Contrakt setzte.

„Wißt Ihr was, Meister," sagte er zu mir, als wir die Rathhaustreppe hinabgingen; „Ihr habt heute ein Geschäft gemacht, welches Euch ein paar tausend Thaler Nutzen abwirft; da könnt Ihr also auch ein kleines Tractament geben und mit mir in den europäischen Hof gehen."

„Ei versteht sich!" sagte ich, und es war mir auch recht Ernst damit; aber es wurde mir doch ganz sonderbar zu Muthe, als wir in den großen Saal traten, wo alle Tische mit vornehmen Herren besetzt waren. Ich zupfte ihn also leise am Arme und flüsterte: „Wollen wir nicht lieber in ein Bierhaus gehen? Ich habe wahrhaftig nicht so viel in der Tasche, wie man hier für Einen fordern wird, geschweige noch für Zwei."

„Ei, Meister," sagte er und gab er sich den Anschein, als ob er ernstlich böse sei, „ich meine doch, daß Ihr ein wenig dankbar sein könntet. Ich habe gerade heute Appetit auf ein Herreneſſen, und ein gutes Glas Wein verschmähe ich auch nicht."

„Potz Kuckuck, in was für eine Verlegenheit ich da kam! Ich wurde so roth wie ein gekochter Krebs. Ostermann aber lachte und zog mich am Arme und ehe ich noch recht zur Besinnung kam, saß ich schon an der Tafel. Was das für ein Essen war, Katharina! das hättest du schauen sollen."

„Was kam denn eigentlich auf den Tisch?"

„Ja, Katharina, wer das Alles behalten könnte! Es waren lauter französische Namen und die Gerichte nahmen gar kein Ende. Wenn ich meinte, nun komme der Schluß, dann stürzten wieder ein halbes Dutzend Kellner herein und trugen Neues auf. Du sagst immer: „Was der Bauer nicht kennt, das ißt er nicht!" Wenn ich dem Sprichworte hätte folgen wollen, so hätte ich mich mit Sauerkraut begnügen müssen, denn das war das einzige Gericht, welches ich kannte."

„Eßt nur Meister," sagte Ostermann, wenn ich

die Gabel weglegen wollte. „Eßt nur, es kostet doch dasselbe Geld!“

„Und ein Wein, sage ich dir, ein Wein, so was habe ich in meinem Leben nicht getrunken! Als ich meinte, nun sei es doch endlich genug, da machte Ostermann dem Kellner ein Zeichen und der brachte eine Flasche mit silbernem Halse herein; das war Champagner. Als der Stopfel losging, da gab es einen Knall wie ein Flintenschuß, so daß ich heftig zusammenschrack und dadurch die Herren zum Lachen reizte. Ich sage dir, Katharina, das schmeckte! Ich hätte für mein Leben gern ein paar Stücke von dem herrlichen Pudding in die Tasche gesteckt und für dich mitgenommen, aber ich schämte mich ein wenig. Endlich waren wir fertig und der Herr Ostermann sagte: „Nun wollen wir geh'n!“

Da zog ich mein Beutelchen aus der Tasche und fing an zu zählen. Es war blutwenig darin. Ueber dem Zählen kam mir der Schweiß heraus, aber der Herr Ostermann half mir aus der Verlegenheit. „Steckt nur ein, Meister,“ sagte er. „Nächstens gehen wir in ein Bierhaus und da sollt Ihr den Sack lappen; heute aber ist die Reihe an mir!“

„Ich sage dir, der Herr Ostermann, der sonst so trocken aussieht, kann Späße machen, daß man in dem einem Augenblicke weinen und im andern lachen möchte. Nun kommt aber erst das Beste! „Herr Ostermann,“ sagte ich ein wenig kleinlaut, als wir zum Thore hinausschritten, „mir ist wahrhaftig angst und bange, wie ich mit der Arbeit fertig werden soll.“

„Nehmt tüchtige Gesellen an, Meister, dann wird sie schon fertig werden.“

„Allerdings, aber das Holz!“

„Ja, das müßt Ihr kaufen.“

„Freilich, freilich, Herr Ostermann, aber wo?“

„Nun, wo Ihr wollt, sorgt nur, daß es gut und trocken ist.“

Ich kratzte mir vor Verlegenheit am Kopfe und wußte nicht recht, wie ich herausbringen sollte, was mir auf dem Herzen saß. Endlich stotterte ich: Alles schön, aber, aber Moses und die Propheten?“

„Die haben mit den Bauten nichts zu thun und werden Euch nicht in den Weg treten. Mit baarem Gelde könnt Ihr Jeden auslachen und Alles fertig bekommen?

„Ja, ja! Aber das Geld habe ich eben nicht.“

„Das braucht Ihr mir nicht erst zu sagen, Meister; aber ich habe Geld und ich strecke Euch ohne Zinsen vor, was Ihr nöthig habt. Seid Ihr nun zufrieden?“

Ich war ganz verduselt von einem solchen Anerbieten und es ging mir so dumm im Kopfe herum, daß ich nicht einmal antwortete. Der Herr Ostermann aber lachte, daß die Leute stehen blieben und uns anschauten, als ob wir ein paar Afrikaner gewesen wären.

Jetzt war ich aus aller Noth heraus und ging sogleich zum Baron Leuther, wo ich meinen Bedarf aussuchte. Nein, Katharina, was das ein Unterschied ist zwischen dem Baron und dem Ostermann. Wenn ich sage, wie Tag und Nacht, so ist das viel zu wenig. Der Baron war grob wie Bohnenstroh und sprach gleich vom Bezahlen. Glücklicher Weise konnte ich den Kopf stolz emporheben und ihm sagen, daß es mir an Moses und den Propheten nicht fehle. Sieh, Katharina, ich denke, jetzt sind wir auf dem Damme, denn an dem übernommenen Stück Arbeit läßt sich was verdienen. Nun aber will ich auch morgen gleich nach Ammelberg gehen und mir ein halbes Dutzend tüchtige Arbeiter aussuchen.“

Katharina hatte ihm mit freudestrahlendem Gesichte zugehört. „Nein, was der Herr Ostermann für ein goldenes Herz ist,“ sagte sie. „Wahrhaftig, es giebt ihrer nicht viel in der Welt! Wir wollen ihn aber auch in Ehren halten und alle unsere Kräfte

anspannen, damit er bald wieder zu seinem Gelde kommt."

„Das wollen wir," antwortete Rudolph; „es wär' aber auch eine Schande, wenn wir's nicht thäten!"

Unter diesen Plaudereien hatten sie das Haus erreicht. Katharina hatte ihres Mannes Pantoffeln und Hauskleider schon zurechtgestellt, und auf dem Ofen brodelte das einfache Mahl. Jetzt half sie ihm die Stiefel ausziehen, hing die Sonntagskleider sorgfältig in den Schrank und trug das Essen auf. Wie das schmeckte! Selbst dem Rudolph, der doch in der Stadt stark verwöhnt worden war. Katharina konnte deßhalb eine kleine Verwunderung nicht unterdrücken. „Ei, antwortete ihr Mann, „das braucht dich gar nicht Wunder zu nehmen, in der Stadt waren mir die Kellner, welche die Teller so kunstgerecht auf den Tisch hinwarfen, wildfremde Menschen, aber hier sitzest du mit mir zusammen, und das giebt dem einfachen Gerichte die beste Würze."

Das Pärchen that einen recht gesunden Schlaf. Als Rudolph am andern Morgen die Fensterläden aufstieß, stand Ostermann schon vor der Thüre und hielt ihm einen Beutel entgegen. „Ich komme früh," sagte er, „damit du nicht aufgehalten wirst. Einstweilen habe ich tausend Thaler in den Beutel gezählt; wenn's nicht langt, so weißt du mich ja zu finden. Guten Morgen, Rudolph!"

Rasch eilte er hinweg, um dem Danke zu entgehen, und schlug, als er in seinem Hause angekommen war, die Thüre so fest zu, als wollte er dem Meister jeden Besuch untersagen.

Rudolph nahm im Fluge ein Frühstück; dann ging er in's Dorf und miethete einige Fuhrleute, welche das Holz herbeiholen sollten. Sie spannten sogleich die Pferde an und folgten ihm in den Wald. Leuther sah fast noch griesgrämiger aus, als am vorhergehenden Abende und empfing ihn mit einem Knurren, wel-

ches abermals Zweifel in seine Zahlungsfähigkeit zu setzen schien.

„Darum keine Sorge," sprach Rudolph, legte den Beutel auf den Tisch und deponirte gleich die Hälfte von dem Gelde.

Leuther schaute ihn mit einem stechenden Blicke an und schüttelte fast unmerklich mit dem Kopfe. „Meister," sagte er, „ich bin ein wenig erstaunt, daß ihr so viel Geld habt. Es geht mich zwar nichts an, aber ich darf Euch doch wohl sagen, daß in unrechtem Gute kein Gedeihen ist. Es wächst zwar, denn, wo viel ist, da kommt mehr hin, aber es macht den Menschen nicht froh."

„Herr Baron," antwortete Rudolph, „wenn Ihr glaubt, ich hätte das Geld gestohlen oder sonst auf eine unehrliche Art erworben, so seid Ihr stark auf dem Holzwege. Wie kommt Ihr überhaupt zu solchen Vermuthungen? Habt Ihr's früher vielleicht versucht? Das müßt Ihr selbst wissen. Was mich betrifft, so habe ich ein Ducatenmännchen in meiner Werkstätte, das hilft mir aus, wenn ich in Noth bin. Ihr braucht Euch kein's anzuschaffen, denn Ihr seid längst reich genug."

Es war kein Mensch in ganz Freiwald, den Leuther eines Grußes würdigte, noch weniger einer, dessen Worte ihm im Geringsten zu Herzen gingen; aber seit gestern Abend hatte er so eine Art von Respect vor dem Meister bekommen, und heute war das noch mehr der Fall, ja es kam etwas wie Furcht über ihn.

Als Rudolph die Fuhrleute angewiesen hatte, von welchen Haufen sie laden und wo sie die Bretter an seinem Hause aufzustellen hätten, ging er zur Stadt und kam am Abend mit sechs rüstigen Gesellen zurück, die darnach aussahen, als wenn sie etwas Tüchtiges schaffen konnten. Katharina hatte von dem Zuwachs der Haushaltung wohl gewußt, aber es lief ihr doch brühwarm über den Rücken, als die Leute nun plötz-

lich da waren. Was gab das nicht Alles zu schaffen und zu wirthschaften! Aber Rudolph sprach ihr lachend Muth ein. „Wenn die Noth an den Mann geht, helfen wir Alle Kartoffel schälen und Gemüse reinigen," sagte er. „Um die Betten aber brauchst du dir die Haare nicht grau werden zu lassen. Es wird alle Tage wärmer und die Gesellen sind an viel Bequemlichkeit nicht gewöhnt; wenn sie müde von der Arbeit sind, strecken sie sich eben so gerne auf die Hobelspäne als auf Federbetten nieder. Also frischen Muth und heitern Sinn!"

Am folgenden Tage ging das Hobeln los, aber auch das Singen. Vom Morgen bis zum Abende erklang die Werkstätte von Liedern. Es kam ordentlich ein neues Leben in das Dorf.

Meister Rudolph hatte sich in der geräumigen Werkstätte ein besonderes Plätzchen abgeschlagen; dort saß er den ganzen Tag und zeichnete, damit seine Gesellen nicht zu warten brauchten, wenn sie mit dem Hobeln fertig waren. Manchmal mußte er auch zur Stadt, um Maaße zu nehmen oder sich mit dem Stadtbaumeister zu besprechen; in Summa, er hatte die Hände so voll zu thun, daß seine gute Katharina etwas vernachlässigt wurde.

Herr Ostermann kam alle Tage einmal in die Werkstätte und sah sich die Fortschritte der Arbeit und die Zeichnungen an. Seine Verwunderung war nicht geringe, als er sah, wie der Meister mit dem Stifte umzugehen wußte. „Ja," sprach Rudolph, „das habe ich auf der Kunstacademie zu Düsseldorf gelernt, als ich noch Lehrling war. Da bestand für die Handwerker eine prächtige Einrichtung; jeden Sonntag wurden ein paar Stunden unentgeltlich Unterricht gegeben, und davon habe ich profitirt, anstatt umher zu strolchen und die Wirthshäuser abzustreifen. Ich hätte ja eine solche Arbeit gar nicht übernehmen können, wenn ich keine vollständige Zeichnung machen könnte; denn die

Gesellen haben gar keinen Begriff davon, wie sie ein Ding angreifen müssen."

Was die Verwunderung aller Freiwalder erregte, war die auffallende Erscheinung, daß sogar der griesgrämige Leuther zuweilen in die Werkstätte kam.

Was er da suchte, daraus wurde man nicht klug, denn er setzte sich gewöhnlich still in eine Ecke und warf nur zuweilen einen Blick um sich; düster stützte er den Kopf in die Hand, ließ dann und wann einen Seufzer fahren und ging wieder fort, ohne zu grüßen.

Wenn er kam, winkten sich die Gesellen zu und machten sich gegenseitig Zeichen, daß sie ihm einmal gerne etwas am Zeuge flicken möchten; ihr Gesang verstummte, die Töne blieben ihnen im Halse stecken. Erst, wenn er so weit fort war, daß sie ihn nicht mehr sehen konnten, begannen sie ihre Lieder wieder. Unter ihnen befand sich ein alter Knabe, dessen Haare schon tüchtig mit Grau untermengt waren. Timotheus war sein Name, und er verstand sein Handwerk aus dem FF. Rudolph übertrug ihm deßhalb auch die Leitung, wenn er in die Stadt mußte oder aus sonst einem Grunde nicht in der Werkstätte sein konnte.

Katharina brachte um zehn Uhr regelmäßig ein zweites Frühstück; das geschah auch am heutigen Morgen, und diesesmal hatte sie den Butterbroden und dem Bierkruge noch einen dicken Kartoffelkuchen zugefügt, denn das war dem Timotheus seine Leibspeise.

Die Gesellen setzten sich um den Leckerbissen herum und ließen sich's wohl schmecken. „Die Meisterin," sagte einer von ihnen, „ist doch eine gute Seele. Sie betrachtet die Menschen doch nicht als bloße Arbeitsmaschinen, sondern weiß wohl, daß dem fleißigen Arbeiter auch seine Nahrung zukommt. Ha, wie das schmeckt! Ich wette, dem Baron schmeckt sein Champagner mit Austern nicht halb so gut."

„Baron!" sagte der Altgeselle, indem er die

kleinen Bröckchen in der Schüssel mit den Fingern zusammenscharrte. „Baron! die Freiwalder müssen erschrecklich freigebig mit Titeln sein. Warum muß dieser Leuther denn ein Baron sein? Weil er in dem Jagdschlosse wohnt? Hat sich was Baron. Ich habe den Menschen gekannt, als ihm noch das Hemd aus der Hose hing; denn sein Vater war ein Holzschuhmacher, nichts mehr und nichts minder, und wenn die Arbeit stockte, dann ging der Junge betteln. Hab' ihm selbst oft genug mein Morgenbrod gegeben, aber das wird er nicht mehr wissen. Ich glaube, er kennt mich nicht einmal mehr."

„Ei," rief der vorige Sprecher, „wie ist er denn so erschrecklich reich geworden?"

„Ja, wer das wüßte!" antwortete Timotheus. „Ich wenigstens kann es dir nicht sagen, aber ich kann Euch doch ein Stück von seiner Geschichte erzählen. Der Bube hatte einen guten Kopf und als er in die Schule kam, da lernte er so schnell, daß alle Andern hinter ihm zurückblieben. Einige Jahre später war er dem Schulmeister schon über den Kopf gewachsen. Da hatte der selige Graf Freitag das Unglück, daß ihm auf der Jagd ein Auge ausgeschossen wurde; das eine hatte auch den Verlust des andern zur Folge und der arme Mann wurde stockblind. Den ganzen lieben Tag saß er in seinem Sessel und hatte schreckliche Langeweile. Deßhalb kam er auf den Gedanken, sich einen Vorleser zu halten. Der Schulmeister empfahl ihm den damals noch sehr jungen und sehr kleinen Leuther.

„Der Graf ging auf den Vorschlag um so lieber ein, weil er zugleich ein Werk der Barmherzigkeit daf mit verband. Leuther hatte eine sehr wohlklingende. Stimme und er las, daß es eine Art hatte. Als er zwei Wochen im Schlosse war, konnte sich der Gra- nicht mehr von ihm trennen, und er kam auf den Gedanken, ihn zu seinem Secretair ausbilden zu lassen. Alle Tage hatte er von tüchtigen Lehrern ein paar

Stunden Unterricht; die übrige Zeit mußte er natürlich dem Grafen widmen.

Der blinde Herr hatte mancherlei Correspondenzen zu führen, die er nicht Jedem anvertrauen mochte; dem Leuther aber schenkte er sein ganzes Zutrauen, und so kam es, daß dieser schon als Kind in alle Geheimnisse der Familie eingeweiht war. Familie ist übrigens nicht das richtige Wort, denn der Graf hatte keine Familie. Seine Frau und seine Kinder waren gestorben, er stand mutterseelen allein in der Welt. Früher hatte er Freunde in Menge gehabt, welche mit ihm auf die Jagd gingen und seinen Weinkeller leeren halfen, aber diese zogen sich zurück, als er blind und ungesellig wurde.

So befand sich der arme Mann im wirklichen Sinne des Wortes nur in den Händen von Bedienten, und wie schlecht diese für ihn sorgten, darüber habe ich ihn selbst oft genug klagen hören. Das machte ihn unwirsch, zuweilen auch ungerecht, und es kam wohl vor, daß er im Zorne den einen und andern davonjagte. —

Leider waren das noch die Bessern. Diejenigen, welche ihm nach dem Munde zu schwätzen verstanden und im Trockenen ihre Schäfchen schoren, blieben. Der Einzige, gegen welchen der Graf niemals eine Klage hatte, war Leuther, und er muß in der That seinen Platz gut ausgefüllt haben, wenigstens waren Alle, welche den Jungen näher kannten, seines Lobes voll.

In dem Maaße, wie er heranwuchs, mehrten sich seine Aemter; im Alter von achtzehn Jahren war er bereits Rentmeister und hatte eine brillante Einnahme. Jetzt aber zeigte sich auch, daß er, im Grunde genommen, keinen Funken von Edelmuth in seiner Seele hatte, denn seinem alten Vater, der krumm und lahm an der Gicht darniederlag, gab er keinen Pfennig. Als der alte Magister eine solche Lieblosigkeit nicht länger ansehen konnte und ihm auf die Bude stieg, da ver-

gaß er sich gegen den alten Mann so sehr, daß er ihm die Thüre wies."

„Pfui, der Abscheuliche!" riefen die Gesellen.

„Ja, pfui war's, aber wahr ist's," fuhr Timotheus fort, „wenn ich's nicht selbst gesehen hätte, würde ich's nicht glauben, denn es heißt doch wirklich viel, seinen Lehrer vor die Thüre zu setzen, und gar noch seinen Wohlthäter, denn durch ihn war er doch in das gräfliche Schloß gekommen.

„Mit der Verwaltung muß es doch nicht recht gestimmt haben, oder aber der Graf brauchte zuviel. Genug, es ging das Gerücht, er sei oft in Geldverlegenheit und müsse zu hohen Zinsen borgen. Etwas Näheres wurde man nicht gewahr, denn Leuther besorgte alle Geschäfte ganz allein und hielt den Daumen so fest auf die Bücher, daß Niemand hineinschauen konnte. Bergab ging es aber, das sagte die ganze Welt.

„Von seinen alten Freunden war Einer, dem das zu Herzen ging und welcher sich deßhalb zum Grafen begab, um ihn vor seinem Verwalter zu warnen. Der Blinde ließ ihn ruhig aussprechen und gab dann zur Antwort: „Seitdem ich hier als ein armer, des Augenlichtes beraubter Mann sitze, hast du dich nicht um mich bekümmert, während Leuther niemals von mir gewichen ist. Heute kommst du, um mir Flöhe in's Ohr zu setzen, aber die Arbeit kannst du dir sparen; den Verwalter habe ich geprüft und gerecht befunden. Daß meine Vermögensverhältnisse derangirt sind, daran trägt der Verwalter keine Schuld."

Der Freund ging und kam nicht wieder, auch kein Anderer, denn der Empfang war nicht aufmunternd gewesen. Leuther offenbarte einen erfinderischen Geist, um dem Blinden die Zeit zu vertreiben. Wie viel Geld das auch kosten mochte, er ermunterte seinen Verwalter stets zum Ausgeben. „Wofür soll ich sparen?" sagte er. „Bis zu meinem Tode wird es schon

aushalten, und nachher braucht sich der Staat in meinem Gelde nicht die Hände zu waschen."

„Unter den weiblichen Schloßbedienten befand sich die Leinwandjungfer Rosa. Das Mädchen war schön und liebenswürdig. Der Verwalter machte ihr einen Heirathsantrag und sie schlug ein. Der Graf gab seine Einwilligung und noch ein bedeutendes Heirathsgut dazu, nur knüpfte er die Bedingung daran, daß Leuther in seiner Stellung bleiben müsse. Nun, ich glaube, er hätte diese Bedingung kaum zu machen brauchen, denn der Verwalter machte auf seinem Posten erstaunlich gute Geschäfte und, wie die Leute sagten, war er schon jetzt ein reicher Mann. Den Anschein hatte es aber nicht, denn er borgte häufig von seinen Freunden Geld und klagte alle Tage, daß er nicht auskomme.

„Das Vermögen des Grafen aber schmolz alle Tage mehr zusammen, bis zuletzt Alles unter den Hammer kam. Leuther machte um diese Zeit eine ungeheuere Erbschaft in Amerika, wurde steinreich, steigerte das Meiste an und bezahlte baar. Die Leute meinten, er würde nun dem Grafen bis an sein Ende zum Allermindesten das Gnadenbrod geben und ihn bei sich behalten, aber das war eine falsche Rechnung. Seinen Vater hatte er verhungern lassen; um den Grafen kümmerte er sich nicht, wie sehr auch Rosa flehen mochte. Der arme Blinde wanderte in's Armenhaus; nach und nach kam ein stillbrütender Wahnsinn über ihn, der ihn bald aufzehrte. Noch auf dem Sterbebette fluchte er dem Leuther und sagte, daß derselbe wie ein Dieb an ihm gehandelt habe; aber der Arm der göttlichen Gerechtigkeit werde ihn ergreifen und ihn strafen. Wie er in Noth und Elend gelegen, so solle es auch sein Verwalter thun."

Die Gesellen hatten der kurzen Erzählung mit offenem Munde gelauscht; als Timotheus jetzt aufhörte, wollten sie noch mehr wissen; aber der Altgeselle

gab zur Antwort: „Mehr weiß ich selber nicht. Ich denke übrigens, es ist genug, um dem Leuther nicht weiter zu trauen, als unumgänglich nothwendig ist. Jetzt aber wieder an die Arbeit, Jungens, und singt ein munteres Lied dazu, damit einem die trüben Gedanken aus dem Kopfe gehen, die der Leuther angeregt hat."

Die Gesellen ergriffen Hobel, Meißel und Säge und sangen, daß die Meisterin die Fenster öffnete, um zu lauschen.

Drittes Kapitel.

Der Secretair.

Meister Rudolph bekam durch die Uebernahme jener bedeutenden Arbeiten einen gewissen Ruf in der Stadt Ammelberg, und wenn er sich bei den Neubauten aufhielt, um Maaße zu nehmen oder nachzusehen, wie die Ausfiihrung von Fenstern, Thüren, Gesimsen und Verzierungen am vortheilhaftesten gefördert werden konnte, dann kamen häufig Leute, welche ihm Aufträge ertheilten. Eines Tages kam auch der Jäger Stakelberg; er war im Dienste der Herrschaft geblieben, welche jetzt das Schloß des verstorbenen Grafen Freitag bewohnte. Leuther hatte es angekauft und vermiethet. Die sämmtlichen Möbel befanden sich noch dort. Diese sollten nun neu aufgeputzt werden und Stakelberg kam, um ihn zu seiner Herrschaft zu begleiten.

Nachdem er sich eine Uebersicht über die nothwendigen Reparaturen verschafft hatte, nahm er auch in der Stadt ein paar Gesellen an und richtete dort eine kleine Werkstätte ein. Das erste Möbel, welches ihm übergeben wurde, war ein Secretair, der bisher unbenutzt in einem Winkel gestanden hatte, weil er nicht geöffnet werden konnte. Des schönen Schnitzwerkes wegen aber verdiente er wohl einen Platz in den bessern Gemächern.

Als Rudolph des Schloß gesprengt hatte, fand er

im Innern eine so kunstreiche Einrichtung, daß sein Interesse in einem hohen Grade geweckt wurde. „Das muß ich gestehen," murmelte er, „solche Arbeiten werden in unseren Tagen nicht mehr gemacht. Unsere Meister sprechen mit einer gewissen Verachtung von der alten Zeit, aber an diesem Möbel könnten sie lernen, daß sie im Unrechte sind."

Er zog die verschiedenen Behälter heraus und fand, daß noch eine ganze Reihe verborgener Schubladen vorhanden sein mußten, aber er konnte sie nicht finden; und es schien ihm nicht wohl gethan, etwas an dem Secretair zu zertrümmern. Während er noch hin- und hersann, kam der Jäger Stakelberg, setzte sich zu ihm und fing einen Discours an. „Meister," sagte er, „ich will Euch im Vertrauen ein Wörtchen mittheilen, was uns Beiden von Nutzen sein kann. Wenn ich mich nicht irre, hängt mit diesem Secretair ein Geheimniß zusammen. Darum habe ich auch gesorgt, daß er zuerst zur Reparatur kommt."

„Ein Geheimniß, Stakelberg?" sagte Rudolph lächelnd. „Was für ein Geheimniß sollte denn mit dem alten Möbel zusammenhängen?"

„Ja, wenn ich wüßte, welches, würde ich nicht erst zu Euch kommen, aber es wird so sein. Als der Graf noch sein Augenlicht hatte, pflegte er an diesem Möbel seine Correspondenzen zu fertigen und seine wichtigsten Papiere in demselben aufzubewahren. Später brauchte ihn der Verwalter Leuther."

„Und das sind Ihre Gründe, um ein Geheimniß in demselben zu vermuthen?"

„Nein, Meister, ich habe noch einen andern Grund, den ich Euch unter vier Augen mittheilen will. Aber Ihr müßt mir versprechen, gegen Jedermann zu schweigen und den Gewinn mit mir zu theilen, wenn einer zu machen ist. Neulich in der Nacht vernahm ich ein leises Geräusch. Da stand ich auf, um nachzusehen, und bemerkte im Hausflur den Leuther. Der Kerl

ging auf den Zehen, und als er an die Treppe kam, zog er die Stiefel aus, damit ihn Niemand höre. Natürlich fiel mir das auf und ich erinnerte mich wieder daran, daß früher das ganze Schloßpersonal unverblümt sagte, er habe sein Geld nicht in Amerika geholt, sondern sich die Güter zusammengestohlen. „Warum hat sich der Kerl in's Schloß geschlichen?" dachte ich. „Wenn er etwas Ehrliches vorhat, warum kommt er nicht am hellen Tage. Paß auf, er will hier mausen, wie er es früher gethan hat."

Unbemerkt schlich ich ihm nach. Der Mond schien hell genug, daß ich seine Bewegungen überwachen konnte. Nachdem er noch nach Rechts und Links gehorcht hatte, ging er weiter. Die Localität kannte er ganz genau, denn er hatte lange genug im Schlosse gewohnt. Endlich blieb er vor dem Secretair stehen und zog einen Bund Schlüssel aus der Tasche, welche beim Herausnehmen leise rasselten. Erschrocken wartete er einen Augenblick; als sich aber nichts regte, probirte er die Schlüssel einen nach dem andern. Keiner paßte.

„Verdammt," murmelte er, „daß ich den Schlüssel verlieren mußte! Ich werde so leicht keinen finden, der darauf paßt, denn das Schloß ist verteufelt complizirt. Aufbrechen darf ich den Deckel auch nicht, denn Holz und Eisenwerk sind sehr stark; es würde die Leute wecken."

Er kratzte sich am Kopfe und ging ein paarmal auf und ab, dann begann er, wie es seine Gewohnheit war, wenn er sich allein glaubte, sein Selbstgespräch wieder: „Ich Esel, warum paßte ich auch nicht besser auf, als ich die Papiere wegholte? Muß ich das Wichtigste darin lassen. Wenn es gefunden würde, könnte es mich auf eine Reihe von Jahren in's Zuchthaus bringen und ich würde noch obendrein wieder so arm, wie ich gewesen."

Als ich das hörte, war mein erster Gedanke, ihm an die Gurgel zu springen, aber ich dachte dann wie-

der: „Was hätte ich davon? Der Secretair würde durchsucht, der Spitzbube eingesponnen und ich ging leer aus. Du bist aber ein armer Teufel und kannst den Kerl anzapfen, daß es eine Lust ist. Ganz leise schlich ich wieder die Treppe hinab und schaffte seine Stiefel auf die Seite, damit ich ihm beweisen konnte, daß er in der Nacht hier gewesen.

Es war wirklich spaßhaft, wie er umhertappte und nach den Stiefeln suchte und schließlich mit einem Fluche auf den Strümpfen von dannen eilte. Mehr als zehnmal war ich versucht, mich über ihn herzuwerfen und ihm eine Summe abzupressen, aber ich überlegte, daß ich gewiß einen größern Vortheil haben werde, wenn ich mir erst Kenntniß von dem Papier verschaffte; darum ließ ich ihn ziehen, sorgte aber dafür, daß er künftig zur Nachtzeit nicht wieder in's Schloß kommen konnte.

Alle Tage versuchte ich nun, den Secretair zu öffnen, aber ich kam nicht damit zu Stande. Da nahm ich eines Tages die Stiefel und ging nach Freiwald hinüber, um ihm zur Ader zu lassen. Er war nicht da. Wie ich mir die Sache überlegte, war es gut, daß ich ihn nicht traf. Es wäre am Ende doch nur wenig abgefallen, denn der Kerl ist bei seinem Reichthume noch schmutzig geizig. Jetzt dachte ich an Euch, Meister, denn Ihr könnt dem Leuther auch nicht besonders grün sein, weil er Euch den letzten Blutstropfen abzapft, wenn Ihr Holz braucht. Ich sprach also der Herrschaft davon, daß die Möbel durchaus polirt und ausgebessert werden müßten. Euch brachte ich dazu in Vorschlag; und nun sage ich noch einmal: Wir wollen theilen, was dabei herauskommt. Sucht nun nach dem Papier."

„Das wird keine kleine Arbeit sein," antwortete Rudolph, welcher schon unwillig war, daß ihm solche Zumuthungen gemacht wurden, „das Papier müßte sich in den geheimen Schubfächern befinden, und diese weiß

ich nicht zu öffnen; ich arbeite schon eine Stunde daran herum und komme nicht zurecht. Wenn ich aber mit Gewalt zu Werke gehe, so reißt das ganze Schnitzwerk auseinander. Sollte es nicht besser sein, wir setzen die Herrschaft in Kenntniß?“

„Bei Leibe nicht, Meister; die würde das Fett von der Suppe schöpfen und uns blieb nur die magere Brühe oder auch gar Nichts. Sucht nur; ich muß jetzt wieder fort, aber am Nachmittage komme ich noch einmal vor, um zu sehen, ob ihr glücklich gewesen.“

Stakelberg ging und ließ den Meister in stillem Nachdenken zurück. Er war noch nicht mit sich einig, was er zu thun habe. Was der Jäger sagte, konnte möglicher Weise eine bloße Vermuthung sein, die er nach seiner Art ausgeschmückt hatte. Endlich kam er zu dem Entschlusse, den geraden Weg zu gehen und dasjenige, was er etwa fand, der Herrschaft zu übergeben.

Während die Gesellen in der nebenanliegenden Werkstätte hämmerten und pochten, setzte er seine Untersuchung fort, aber er war auch jetzt nicht glücklich. Da kam zu ungelegener Zeit Leuther, setzte sich nach seiner gewöhnlichen Weise schweigend auf einen Haufen Bretter und stützte den Kopf in die Hand. Als er zufällig aufschaute und den Secretair gewahrte, verfärbte sich sein Gesicht. Rasch sprang er auf, trat an das Möbel heran und überzeugte sich, daß die verborgenen Schubfächer noch nicht geöffnet waren.

„Wie kommt der Secretair hierher?“ fragte er hastig.

„Er ist mir zur Reparatur übergeben,“ antwortete der Meister.

Leuther fühlte mit dem Arme in den Raum, worin die obere Schublade gesessen und tastete dort mit den Fingern umher. Sogleich sprangen ein paar Klappen auf; das Innere bewegte sich und die sämmtlichen hintern Schubfächer kamen zum Vorschein. Von einer

öffnete er den Deckel und griff hinein. Meister Rudolph sah, wie er einen versiegelten Brief herauszog und in seiner Tasche verschwinden ließ. Ohne Gruß ging er von dannen; sein Gesicht drückte eine größere Befriedigung aus, als Rudolph je an ihm gesehen.

Der Meister befand sich in nicht geringer Verlegenheit, was er nun zu thun habe. Nach den Mittheilungen des Jägers ließ sich annehmen, daß in dem Briefe Dinge enthalten seien, welche Leuther gefährlich werden konnten; ja, er hatte die Sache so dargestellt, als könne er durch den Brief schlimmer Thaten überführt werden. War es da nicht seine Pflicht, zu reden? Aber, war es nicht auch gewissenlos, auf die Worte eines Andern hin einen Verdacht auszusprechen? Er sann hin und her und kam zuletzt zu dem Entschlusse, zu schweigen. Der Jäger war jedenfalls in seinen Gesinnungen nicht viel besser, als Leuther, denn er dachte nicht daran, das Böse zu verfolgen, sondern er wollte aus den Verlegenheiten Leuther's nur Nutzen für sich ziehen. Mochte er selbst ausmachen, was er mit Leuther zu schaffen hatte.

Er nahm seine Werkzeuge wieder auf, schlug sich die Gedanken aus dem Kopfe und arbeitete weiter. Am Nachmittage kam Stakelberg; als er den Secretair geöffnet sah, war seine erste Frage: „Habt Ihr etwas gefunden?“

„Ich selbst nicht,“ antwortete Rudolph, „aber Leuther ist hier gewesen, hat den geheimen Verschluß, den ich nicht finden konnte, geöffnet und einen Brief herausgenommen.“

„Einen Brief? Ihr habt ihn doch an Euch genommen, nicht wahr?“

„Wie hätte ich das machen sollen? Leuther ist mindestens doppelt so stark, wie ich; beim Raufen hätte ich unterlegen, und freiwillig würde er ihn mir nicht gegeben haben.“

„Gott, Meister, was für einen dummen Streich habt

Ihr gemacht! Da drinnen arbeiten ja die Gesellen; wie leicht konntet Ihr sie zu Euerm Beistande herbeirufen."

„Ich hätte das allerdings gekonnt, Herr Stakelberg," antwortete Rudolph, „aber ich hielt mich nicht für berechtigt, es zu thun, denn Ihr sagtet mir selbst, daß der Secretair ihm gehöre und daß er das Papier in demselben zurückgelassen; also war es sein Eigenthum. Wenn Ihr glaubt, daß hier irgend eine schlechte Handlung verborgen ist, so geht zur Polizei; ich aber will mit der Sache Nichts zu thun haben."

„Polizei, Polizei!" brummte Stakelberg; „ich hatte Euch doch gesagt, daß wir Beide ein gutes Geschäft machen könnten. Wenn die Polizei die Finger in die Sache steckt, so ist der Handel verdorben."

„Ich glaube, Euch schon gesagt zu haben," entgegnete Rudolph, „daß ich mit der Sache Nichts zu thun haben will, am allerwenigsten in dem Sinne, wie Sie sich dieselbe zu Nutzen machen wollen. So lange ich gesunde Arme habe, gedenke ich mit Hobel und Säge durchzukommen; ist das nicht mehr der Fall, so will ich lieber hungern, als solche krummen Wege gehen. Da haben Sie meine Meinung, und nun bitte ich, mich künftig nicht mehr zu behelligen."

Stakelberg hatte eine solche Antwort nicht erwartet; sein geldgieriges Herz hielt es für selbstverständlich, daß jeder Mensch so viel Profit mache, wie möglich. Mit einem bissigen Knurren verließ er die Werkstätte, warf ingrimmig seine Büchse über die Schulter und schritt dem Walde zu.

Folgen wir nun Leuther. Als er den Brief in der Tasche hatte, eilte er mit schnellen Schritten von dannen und kehrte der Stadt Ammelberg den Rücken. Der Brief mußte in der That nicht ohne Wichtigkeit sein, denn im Wlde angekommen, blieb er stehen, zog ihn aus der Tasche, beschaute ihn genau, und als er sich überzeugt hatte, daß die Siegel unverletzt waren, ging ein kaum merkliches Lächeln über seine düstern

Züge. An einem einsamen Wirthshause im Walde machte er Halt; dort stand sein Pferd angebunden und knabberte an dem Hafer, welchen der Knecht in die tragbare Krippe geschüttet hatte. Er stieg auf, sprengte hinweg und erreichte bald das Jagdschloß.

In seiner Schreibstube nahm er den Brief aus der Tasche und war eben im Begriffe, denselben zu erbrechen, als an die Thüre geklopft wurde. Rasch flog der Brief in den Actenschrank. Eine Magd trat ein.

„Was willst du?“ herrschte er sie an.

Die zitternde Magd gab zur Antwort! „Madam schickt mich, Ihnen zu sagen, daß Anselm plötzlich krank geworden ist. Sie möchten doch einmal herüber kommen.“

„Wird wieder der Mühe werth sein,“ knurrte er; „wenn dem Jungen ein Finger weh thut, dann macht Rosa gleich ein Wesen, als ob es an's Sterben ging.“

„Madam meint aber, es sei diesmal doch sehr schlimm und sie möchte den Doctor holen lassen.“

Leuther ging der Magd mit Knurren und Unwillen nach; an seinem heftigen Auftreten und dem Klirren der Sporen konnte man den Mißmuth, der ihn erfüllte, heraushören.

Der kleine Anselm lag ganz bleich in seinem Bettchen; die Augen hatten ihren Glanz verloren und an den Schläfen klopfte der Puls, daß man glaubte, es hören zu können. Rosa kniete vor dem Bette, hielt Anselm's Hand und weinte leise. Die beiden andern Kinder saßen ganz stille in einer Ecke und schauten nach dem Bettchen hin. Als der Vater eintrat, schrack Anselm zusammen und hielt die Hand der Mutter so fest, daß ihr seine Furcht weh im Herzen that.

„Nun, was ist wieder?“ fragte Leuther mit rücksichtsloser Härte. „Wird gleich wieder aus einer Kleinigkeit ein Donnerschlag gemacht?“

„Anselm ist recht krank!“ hauchte Rosa. „Ich meine, daß wir den Doctor holen ließen.“

„Was krank? Der Junge sieht ein wenig bleich aus, das ist Alles. Wird sich wohl den Magen verdorben haben. Laß ihn nur ein paar Tage hungern, so macht es sich von selbst. Den Doctor will ich nicht; der Mensch macht Rechnungen, daß einem die Haare zu Berge stehen, und es hilft doch Nichts. Bei den andern Kindern ist er auch gewesen und sie haben doch sterben müssen. Jetzt wollen wir es einmal ohne ihn versuchen."

Rosa ließ die Hand des Kindes los und erhob sich. „Leuther," sprach sie mit zitternder Stimme: „Anselm ist sehr krank; du weißt, daß ich mich auf die Kinder verstehe. Ich muß darauf bestehen, daß der Arzt kommt. Das Geld kann hier nicht in Anschlag kommen, wo es ein junges Leben gilt; um so weniger, da wir zahlen können, ohne daß es uns fühlbar wird."

„Ich will den Quacksalber nicht," schrie Leuther, drehte sich auf dem Absatze herum und verließ die Krankenstube. Rosa schaute ihm mit einem Blicke nach, der nicht mißdeutet werden konnte. „Der Elende," dachte sie, „er hat nicht einmal Gefühl für sein eigenes Kind; wie viel weniger würde er sich daraus machen, wenn ich auf dem Krankenbette läge! Aber Anselm soll dennoch Hülfe haben, ohne daß sein Geldbeutel in Anspruch genommen wird. Mein Vetter Meiners hat ein weiches Herz; er wird kommen, wenn ich ihm sagen lasse, wie es hier steht."

Rasch warf sie einige Zeilen auf das Papier, siegelte und schellte dem Zimmermädchen. „Liese," sagte sie, „bringe den Brief sogleich zu Doctor Meiners in Ammelberg und sage ihm, daß Anselm's Zustand schnelle Hülfe nothwendig macht."

Liese nahm sich nicht erst Zeit, ein anderes Kleid anzuziehen, denn sie liebte den kleinen Anselm und wollte nicht schuld daran sein, daß die Hülfe vielleicht zu spät käme. Hurtig war sie aus dem Schlosse und

eilte durch den Wald, ohne sich umzusehen; denn sie fürchtete, Leuther möge sie wieder zurückrufen.

Der harte Mann fand bei seiner Rückkehr aus der Krankenstube Leute, welche Holz zu kaufen wünschten; mit diesen ging er in den Wald und dachte nicht mehr an den Brief. Er hatte die Schreibstube noch nicht lange verlassen, als der Jäger Stakelberg kam. „Wo ist der Herr Baron?“ fragte er auf dem Hofe.

„Gehen Sie in die Schreibstube; er wird wohl bald zurückkommen,“ wurde ihm geantwortet.

Stakelberg that, wie ihm geheißen. Die Stube war leer. Er stellte seine Büchse in eine Ecke und setzte sich. „Daß ich den verfluchten Brief nicht habe,“ murmelte er. „Dieser Esel von Schreiner, sich solch einen Bissen entwinden zu lassen! Der Kuckuck soll mich holen, wenn ich ihm nicht lieber den Hals zugehalten hätte. Wo der Kerl nur damit geblieben ist! Na, wahrscheinlich hat er ihn zerrissen. Es ist zu natürlich!“

Seine Augen gingen hin und her und blieben auf dem Actenschranke haften. Er stand auf, schlich katzenweise an denselben heran und begann in dem ersten Gefache zu mausen, wobei er zuweilen einen Blick auf das Fenster warf, durch welches er den Hof überschauen konnte. Wenn Jemand vorüberkam, trat er in den Schatten zurück. Im ersten Gefache fand er Nichts; er ging zum zweiten über und legte jedes Papier um. Fast zwei Stunden lang hatte er gesucht, als sein Auge auf einen versiegelten Brief traf, welcher beim schnellen Hinwerfen zwischen den Actenstücken durchgerutscht war.

Er nahm ihn in die Hand und las die Adresse. Sie lautete: „An das fürstliche Gericht zu Ammelberg.“

„An das Gericht?“ flüsterte der Jäger. „Das begreife ich nicht! Doch ich muß dahinter kommen!“

Nachdem er noch einen Blick durch das Fenster geworfen, erbrach er die Siegel und begann zu lesen.

Der Inhalt mußte ihn sehr interessiren, denn seine Augen wurden größer und auf seinen Lippen zeigte sich ein boshaftes Lächeln. Gierig verschlang er die Schrift bis zum letzten Buchstaben und steckte den Brief in die Tasche.

Das war kaum geschehen, als Leuther zurückkam.

„Was wünschen Sie?“ fragte er barsch. „Sie waren früher schon einmal hier.“

„Ja, Herr Baron,“ antwortete Stakelberg, „es ist da eine eigenthümliche Geschichte passirt, wegen welcher ich mit Ihnen sprechen wollte. Haben Sie nicht ein Paar lange Reitstiefel vermißt?“

Leuther entfärbte sich ein wenig und gab zur Antwort: „Daß ich nicht wüßte. Uebrigens habe ich der Reitstiefel so viele, daß ich es kaum merken würde. Wie kommen Sie auf die Frage?“

„Es haben sich solche Stiefel im Ammelberger Schloß gefunden, und es sind die Ihrigen; daran ist kein Zweifel, ich kenne sie genau.“

„Nicht möglich! Wie sollten sie dahin kommen?“

„Ich will es Ihnen sagen, Herr Baron, weil ich zufällig Zeuge davon gewesen. In der Nacht, in welcher die Stiefel bei uns blieben, hörte ich ein verdächtiges Geräusch, stand auf und lauschte. Glücklicher Weise war der Mondenschein hell genug, um den Eingedrungenen erkennen zu können. Er hatte eine frappante Aehnlichkeit mit Ihnen, Herr Baron. Im Hausflur entledigte er sich seiner Stiefel und stieg so leise als möglich die Treppe hinan. Dort suchte er einen Secretair zu öffnen, kam aber nicht damit zu Stande. In der Zwischenzeit nahm ich die Stiefel weg und brachte sie auf die Seite. Ich hatte dabei die Absicht, meine Mitwissenschaft theuer zu verkaufen. Darum war ich neulich hier, und darum bin ich heute wiedergekommen.“

Leuther hatte die Farbe noch mehr gewechselt, aber er erholte sich schnell und gab zur Antwort: „Ich sehe

schon, womit ich es zu thun habe. Der Jäger Stakelberg ist ein Schlaukopf, der sich eine Geschichte zusammenmacht, um mich anzuzapfen; aber ich bin nicht der Mann darnach und lasse mich so leicht nicht in's Bockshorn jagen. Wie ich mir die Sache zusammenreime verhält sie sich so: Der Stakelberg hat mir ein Paar Stiefel gestohlen und dieselben in's Ammelberger Schloß gebracht, um eine Erpressung zu versuchen. Nun will ich Ihnen auch sagen, was ich zu thun beabsichtige: Ich will den Jäger Stakelberg wegen Diebstahls anklagen und ruhig abwarten, was Sie dazu thun werden. Jetzt sind wir fertig, Sie können sich entfernen."

„Nein, wir sind noch nicht fertig," antwortete Stakelberg; „es ist noch eine Kleinigkeit zurück, die ich durchaus erwähnen muß: Der Mann, welcher in jener Nacht mit bloßen Strümpfen zu Pferde stieg, hatte ein anderesmal mehr Glück. Er traf den Meister Rudolph in dem Augenblicke, wo er den Secretair geöffnet hatte und nahm einen Brief daraus hervor."

Leuther stürzte bei diesen Worten auf das Gefach zu; der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirne und er schnappte nach Athem. Ein furchtbarer Schrecken kam über ihn, als er den Brief nicht mehr fand. „Stakelberg!" rief er, „Du hast mich bestohlen; aber glaube nicht, daß ich das so hingehen lassen werde. Den Brief heraus oder es geht nicht gut!"

Stakelberg griff nach seiner Büchse und antwortete: „Rühren Sie mich nicht an oder Sie sind ein Kind des Todes. Wenn Sie den Brief haben wollen, so kommen Sie heute gegen Mitternacht an die Wodanseiche; aber bringen Sie Geld mit, viel Geld; unter ein paar tausend Thaler wird das Document nicht verkauft."

Leuther hatte durchaus nicht die Absicht, ihn ziehen zu lassen, aber in diesem Augenblicke trat Dr. Meiners in die Stube. Der Jäger benutzte den Umstand und machte sich aus dem Staube.

Viertes Kapitel.

Der Schuß im Walde.

„Welch' böser Geist führt denn Sie hierher?" schrie Leuther den Arzt an, der ihm zu so ungelegener Zeit in den Weg trat.

„Was mich hierherführt," gab Meiners zur Antwort, „das sollten Sie doch wissen; Ihr Kind ist sehr gefährlich krank und es unterliegt noch sehr der Frage, ob es wieder aufkommt. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen das mitzutheilen; denn aus eigenem Antriebe scheinen Sie doch äußerst wenig Empfindung für die Leiden Ihrer Familie zu haben. Ich muß Ihnen das endlich einmal gerade vor den Kopf sagen, Herr Vetter, damit Sie es doch wenigstens von Einem zu hören bekommen. Sie sind von Ihren Kindern nicht geliebt, sondern gefürchtet, und sie stürben eher, als daß sie Ihnen ein Leiden klagten. Schämen Sie sich, Sie harter, gefühlloser Mann."

„Aber, lieber Herr Doctor, diese Tiraden können Sie mir ein andermal sagen; ich habe jetzt keine Zeit, ich muß mit Stakelberg sprechen!" antwortete er.

„Nein, nein, Sie sollen jetzt mit an das Krankenbett, damit Ihr Herz endlich einmal weich wird."

Leuther, welcher fürchtete, daß ihm der Jäger aus dem Gesichte käme, drückte den Vetter bei Seite und lief über den Hof und in den Wald, aber er sah Nichts mehr von Stakelberg. So laut er konnte, rief er seinen

Namen und eilte nach allen Richtungen durch das Gehölz. Vergebens! Entweder war der Jäger schon zu weit entfernt oder er hielt sich absichtlich versteckt.

„Mein Gott, mein Gott," jammerte er, „wenn der Kerl den Brief behält, so bin ich verloren! Verflucht, daß ich auch so dumm sein mußte, ihn dahin zu werfen, wo ihn der Spitzbube sehen mußte! Zweitausend Thaler, sagte er. Das ist entsetzlich viel Geld, und nachher kann man dem Kerl nicht einmal trauen. Wo habe ich nur meinen Kopf gehabt? Aber ich kann an der bittern Pille nicht vorbei, ich muß sie schlucken!"

Eine Zeit lang spähte er noch im Walde umher, dann fiel ihm ein, daß der Doctor seine Gegenwart in der Krankenstube verlangt hatte. Es war ihm unangenehm, höchst unangenehm; nicht, als ob er ein besonderes Mitleiden mit seinem Kinde empfunden habe; nein, er scheute Alles, was ihn in seinem gewöhnlichen Gange störte, wenn es nicht etwa Geschäftsangelegenheiten waren. Die ausgesprochenen Besorgnisse Meiner's hielt er für Charlatanismus. „Der Mensch will sich einen Ruf machen; das Kind muß es natürlich am Tode wiederholen, damit er sagen kann: Seht meine Kur, den Anselm habe ich gerettet! Ohne mich wäre er verloren gewesen!"

Als er eintrat, kam ihm Liese schluchzend entgegen; sie sah ihn nicht, sondern eilte an ihm vorüber zur Gesindestube; dort saßen die Knechte und Mägde beim Abendessen. Sonst pflegte es gewöhnlich ziemlich laut herzugehen, sie entschädigten sich für den Zwang, der ihnen angelegt war, wenn sich Leuther in der Nähe befand. Heute aber war es so stille, wie in einer Kirche. Selbst die Ackerknechte, die sonst nicht von Gefühl überflossen, gaben sich Mühe, daß die Löffel nicht zu viel Geräusch machten.

„Ist es denn wirklich so schlimm mit dem kleinen Anselm?" fragte der Meisterknecht flüsternd.

„Es muß wohl," entgegnete die Köchin, „denn Doctor Meiners weicht nicht von dem Bettchen. Es ist doch ein Elend, daß die Herrschaft kein einziges Kind groß bekommt."

„Das ist wahr," antwortete der Meisterknecht, „sie sterben ihnen vor und nach alle. Wahrhaftig, da bin ich doch glücklicher. Meine Jungen wachsen und gedeihen, daß es eine Lust ist. Wenn ich Samstags Abends nach Hause komme, laufen sie mir schon eine halbe Stunde weit entgegen. Schuhe haben sie nicht; nicht einmal Holzschuhe, sie laufen bis in den Forst hinein mit nackten Füßen, Köpfen und Beinen; aber sie erkälten sich niemals, sondern sind so munter wie die Wachteln. Die ältesten sind längst über die Sorge hinaus, die müssen ihr Brod selbst verdienen und dürfen uns das Leben nicht theuer machen. Ja es ist eine arme Wirthschaft bei uns und eigentlich kommen wir niemals recht aus. Wenn ich aber mit dem Herrn Baron tauschen und zu seinem Gelde auch sein saures Gemüth und seine Familienschicksale haben sollte, dann will ich doch lieber der Meisterknecht bleiben."

Die Leute wurden in ihrer Unterhaltung jetzt durch die hastig eintretende Liese unterbrochen. „Einer von Euch muß nach Ammelberg in die Apotheke," sagte sie; „aber es muß rasch geschehen. Wer will es thun?"

Sie legten alle den Löffel weg. Jeder drängte sich zu dem Dienste, denn das kranke Knäblein war ein so gar herziges Kind, dem Jedermann gut war.

„Bleibt Ihr beim Essen," sagte der Meisterknecht; „ich will gehen; ich kann das besser besorgen, weil ich es schon mehrmals gethan habe."

Er nahm das Recept aus Liesens Hand, machte im Abgehen statt des Tischgebetes ein Kreuz und eilte davon.

Leuther war indessen langsamen Schrittes in die Krankenstube getreten. Für jeden fühlenden Vater wäre der Anblick überwältigend gewesen; Anselm rührte sich

nicht; seine halbgeschlossenen Augen waren stets auf denselben Punct gerichtet, aber er schien Nichts zu sehen. Wenn der Doctor seine Hand faßte, fiel sie, als wenn das Leben schon darin erstorben sei, wieder auf die Decke zurück. Nur zuweilen, wenn plötzlich Schmerzen über ihn kamen, krümmte er sich und stieß ein schmerzliches Gestöhn aus.

Rosa kniete noch immer an derselben Stelle, welche sie schon heute Morgen eingenommen; ihre Augen flossen beständig von Thränen über, ihre Brust wogte, schwere Seufzer entrangen sich derselben. Victor und Anna hatten sich in einen großen Sesselstuhl zusammengedrückt, wo sie sich fest umschlangen.

Liese ging zu ihnen und flüsterte: „Es ist nicht gut für Anselm, wenn ihr noch länger hier bleibt. Ihr sollt diese Nacht in einem andern Zimmer schlafen und ich werde bei euch bleiben.“ Sie nickten und folgten ihr aus dem Krankenzimmer.

Ob Leuther zu andern Zeiten wohl mehr von den Leiden seines Kindes und der Betrübniß seiner Frau empfunden hätte? Wir sollten es glauben, denn es giebt doch kaum ein Herz auf der Welt, das so ganz verknöchert und gefühllos wäre. Heute aber stand er da, wie ein Holzklotz und seine Gedanken waren nicht bei dem Kinde. Rosa erhob einen Augenblick den Kopf, um ihn auf den Zustand Anselm's aufmerksam zu machen; als sie aber seinen stieren, theilnahmslosen Blick sah, da schaute sie wieder vor sich und betete, daß Gott ihn endlich erweichen möge.

Liese hatte die Kinder in einen entfernten Theil des Gebäudes geführt. Hier lag ein niedliches Stübchen, welches sie schnell für sie eingerichtet hatte. Das Abendbrot stand schon zurecht; aber sie rührten es nicht an, sie waren zu traurig.

„Muß Anselm denn wirklich sterben?“ fragte Victor.

„Ob er sterben muß, das weiß nur der liebe

Gott," antwortete Liese, „aber er ist gefährlich krank, und wir wollen den lieben Gott bitten, daß er ihm die Gesundheit wieder giebt."

Die Kinder knieten auf den Teppich nieder, Liese neben sie, und nun begann das Gebet. Es war so einfach und doch so innig. Wahrlich, diese drei Personen hatten Andacht bei dem Gebete, weil sie den Anselm so sehr liebten und Alles, was sie besaßen, darum gegeben hätten, um ihm das Leben zu verlängern.

„Hört uns denn auch der liebe Gott?" fragte Victor, als das Gebet beendigt war.

„Gewiß, gewiß!" sagte Anna. „Du weißt ja, daß er Alles hört, also hört er doch auch unser Gebet."

„Ja, ich meine, ob er auch thut, um was wir ihn gebeten haben? Läßt er den Anselm wieder gesund werden?"

Annchen getraute sich nicht, darauf eine Antwort zu geben, aber Liese nahm für sie das Wort und sprach: „Wir Menschen können nicht wissen, was der liebe Gott für gut und zweckmäßig hält. Wenn Anselm sterben sollte, so ist es sicher, daß er einen Engel aus ihm hat machen wollen."

„Aber wenn er wirklich ein Engel wird, so brauchen wir doch nicht so viel zu weinen," meinte Annchen. „Die Engel sind viel besser dran, wie die Menschen."

„Freilich, freilich, Annchen; aber wir haben den Anselm nun einmal so lieb, daß wir an seinen Tod nicht denken können, ohne Thränen zu vergießen."

Victor fand das richtig; aber er zog einen Schluß, welcher der Liese wie ein Messer durch das Herz schnitt: „Der Vater allein hat den Anselm nicht lieb, denn er hat keine Thräne vergossen."

„Ich glaube doch," gab sie zur Antwort, „er will es sich nur nicht so merken lassen. Wenn der Vater auch manchmal rauh ist und selten freundlich aussieht, so hat er seine Kinder doch lieb, daran ist kein Zweifel.

Nun aber wollen wir zu Bett gehen und schlafen, damit ihr nicht auch krank werdet."

Liese legte sie in's Bett, deckte sie zu, besprengte sie mit Weihwasser und setzte sich dann an den Tisch, um noch in dem Gebetbuche zu lesen. —

Leuther blieb nicht lange im Krankenzimmer; die Sorge um den Brief ließ ihm keine Ruhe. Er ging in seine Schreibstube und schloß den Geldschrank auf. In einem Drahtkorbe mit verschiedenen Abtheilungen lagen die Goldrollen. Er steckte davon zu sich, so viel er glaubte nöthig zu haben, aber so oft er eine Rolle nahm, empfand er Schmerz. „Daran ist meine verfluchte Nachlässigkeit schuld," murmelte er. „Ich hätte es sparen können, wenn ich den Brief an mir behielt oder vernichtete. Nun muß ich es theuer zahlen und ich weiß nicht einmal, ob der Kerl nicht dennoch aus der Schule schwatzt. Er hat den Brief schon erbrochen und gelesen, das geht aus seinen Worten hervor. Ich begreife nur nicht, daß er mich in der Nacht in den Wald bestellt; er mußte doch befürchten, daß ich aus Verzweiflung im Stande wäre, etwas zu thun, was" — — —

Er schwieg, aber ein Blick flog der Büchse zu, welche an der Wand hing. Es mußten keine menschenfreundlichen Gedanken sein, welche ihm durch den Kopf gingen, denn seine Augen blitzten so düster und seine Hände ballten sich so krampfhaft, daß die Köchin, als sie eintrat, um ihn zum Abendessen zu rufen, zusammenschrack. Verdrießlich begab er sich zur Tafel. Er war allein im Speisesaale, nur ein Diener war zugegen, der ihm die Schüsseln reichte.

„Kommt meine Frau nicht?" fragte er.

„Sie läßt sich entschuldigen," gab der Diener zur Antwort, „weil sie nicht wagt, das Kind zu verlassen."

„Geh, ich werde mich selbst bedienen," sprach er kurz. Von der Schüssel, welche gerade vor ihm stand, nahm er etwas auf den Teller, aß einige Bröckchen und schleuderte dann die Gabel weg. Ruhelos trieb es

ihn von einer Stelle zur andern, das Haus wurde ihm zu enge. Er ging wieder in die Schreibstube zurück, nahm die Büchse und einen Hirschfänger und verließ das Haus. Die Knechte sahen ihm mit Verwunderung nach; sie begriffen nicht, daß ihr Herr noch im späten Dunkel und zwar bewaffnet in den Wald ging. Auf die Jagd gehen, konnte er doch nicht wollen, das war nicht denkbar; wozu also die Büchse? Sie schüttelten die Köpfe; der Ausgang war ihnen um so merkwürdiger, weil Anselm so krank darniederlag.

Leuther war lange vor der bezeichneten Stunde an der Wodans-Eiche, welche er in steigender Ungeduld umkreiste. „Wenn ich nur wüßte, welchen Weg er nähme, würde ich ihm entgegengehen," dachte er; „aber ich könnte ihn verfehlen, und dann müßte ich diese tödliche Unruhe wenigstens noch einen Tag länger mit mir herumschleppen, und wer weiß, was morgen noch dazwischen kommen könnte!"

Ein feiner Regen rieselte aus der Luft, aber nach einer Weile ging der Mond auf und er konnte die nächste Umgebung ziemlich deutlich überschauen. Drei Stunden mochte er gestanden haben, als er in der Ferne einen Schatten sah, welcher langsam näher kam. Leuther war schon im Begriffe, hinter der Eiche hervorzutreten und dem vermeintlichen Jäger entgegenzugehen, als ein Mann in geringer Entfernung vorüberschritt; da er einen Augenblick im vollen Mondenlichte wandelte, so konnte er deutlich erkennen, daß es nicht Stakelberg, sondern ein bekannter Wilddieb war. Er hatte große Lust, ihn anzuhalten; aber es war nicht mehr weit von Mitternacht, der Jäger konnte jeden Augenblick kommen und da wollte er sich keine Zeugen auf den Hals laden.

Der Wilddieb ging weiter; nicht lange nachher krachte ein Schuß und auf dem Thurme von Freiwald schlug es 12 Uhr. In diesem Augenblicke kam Stakelberg in vollem Laufe daher. Der abgefeuerte Schuß übte

eine magische Wirkung auf ihn aus. Er mußte den Wilddieb angetroffen haben, als dieser eben im Begriffe war, sich des geschossenen Rehes zu bemächtigen; denn Leuther hörte einen lauten Wortwechsel und bald nachher knallte ein zweiter Schuß. Er war kaum gefallen, als er vernahm, wie einer von den beiden Männern weglief. Nun hielt es ihn nicht länger; er mußte sehen, was vorgefallen war. Bald hatte er die Stelle erreicht. Im Unterholze fand er den Jäger in seinem Blute, er war dem Anscheine nach mitten durch das Herz getroffen. In der Nähe lag das Reh, der Wilddieb hatte sich nicht die Zeit genommen, es heimzutragen.

Leuther bückte sich zu dem Blutenden nieder. „Der Wilddieb," murmelte er, „hat mir einen großen Dienst geleistet, ohne es zu wissen. Aber ich muß mich sputen. Wenn ich neben der Leiche gefunden würde, so müßte man mich für den Thäter halten."

Er durchsuchte die Taschen des blutigen Ueberrocks, fand aber den Brief nicht. „Nicht da?" murmelte er; „mein Gott, das wäre fürchterlich; man würde ihn unter seinen Effecten finden."

Der enge Leibrock war vom Halse bis zur Brust mit kupfernen Knöpfen geschlossen, über welche das Blut niederrieselte. Er streckte die Hand aus, um sie zu öffnen, aber es schauerte ihn; denn wie viel Böses auch auf seiner Seele lastete, so hatte er doch niemals Menschenblut vergossen. Während er noch zauderte, kam der Meisterknecht aus der Apotheke zurück und fand ihn bei dem Entseelten.

„Um Gotteswillen, was ist hier geschehen?" fragte dieser. „Stakelberg ist von einem Wilddiebe erschossen worden," gab Leuther zur Antwort.

„Wer hat ihn erschossen?" fragte Johann. „Herr, ich finde Euch allein im Walde und zur Mitternachtsstunde. Was soll ich davon denken? Ihr haltet die Büchse noch in der Hand."

„Aber sie ist geladen, wie Du dich überzeugen

kannst, Johann. Ich bin nicht der Thäter, sondern Schimmel; ich habe ihn deutlich gesehen. Geh, Johann, hole Leute, daß der Todte in die Nebengebäude meines Hauses gebracht werde."

Johann lief so schnell ihn die Beine trugen. Jetzt zögerte Leuther nicht länger; er riß mit einem Ruck die Knöpfe auf und griff in die Tasche. Fast hätte er vor Freuden laut aufgeschrien, denn er fand den Brief. Die Kugel war mitten durch denselben gegangen. Hastig barg er das blutige Papier in seiner Tasche und wollte die Knöpfe wieder zumachen, aber es grauste ihn zu sehr und er trat zurück. Bald nachher kamen Knechte, welche die Leiche aufhoben und in das Jagdschloß brachten. Die meisten Bewohner waren schon längst zur Ruhe gegangen; aber der schreckliche Vorfall war schuld daran, daß Niemand im Bette blieb. Die Leute kamen aus allen Theilen des weitläufigen Gebäudes herbei und versammelten sich auf dem Hofe, um die Leiche zu erwarten. Sie wurde jetzt von den Knechten herbeigetragen, Leuther folgte ihnen; er hatte noch die Büchse um die Schulter hängen. Die Leute sahen sich einander mit sichtbarer Ueberraschung an und einige flüsterten: „Warum hat er die Büchse bei sich?" „Seine Hände sind voll Blut!" sagte Einer.

Der Meisterknecht Johann trat jetzt näher an den todten Stakelberg und sagte kopfschüttelnd: „Herr Baron, als ich Sie bei der Leiche fand, war der Rock noch zugeknöpft."

„Ja, Johann," antwortete Leuther; „ich habe die Knöpfe gelöst, um nach der Wunde zu sehen. Hier ist meine Büchse, überzeugt euch, daß der Schuß noch darin ist. Ich finde es ganz natürlich, daß der Verdacht auf mich fällt, weil ich allein bei der Leiche war, als Johann kam; glücklicher Weise aber kann ich den wirklichen Thäter angeben. Der Wilddieb Schimmel ist der Mörder; ich wünsche, daß Einige von euch nach Freiwald gehen, den Bürgermeister wecken und ihm die

Anzeige machen. Wenn schnell gehandelt wird, so kann man den Mörder fassen, ehe die That in der Umgegend bekannt wird."

Sofort machten sich ein paar Knechte auf den Weg zum Dorfe, die andern brachten die Leiche in das Nebengebäude und legten sie dort auf zusammengeschobene Stühle nieder. Johann meinte, wenn er auch nicht wie ein Christ gestorben, sondern wie ein gejagtes Thier um's Leben gekommen sei, so sei es doch in der Ordnung, daß man ihm einige Lichter anzünde. Eine Magd brachte Kerzen, welche angezündet und um die Leiche gestellt wurden. Johann hieß dann die Leute niederknieen und betete mit ihnen für die Seelenruhe des Heimgegangenen.

An Schlaf war natürlich nicht mehr zu denken. Sie saßen Alle im Speisesaale und unterhielten sich über das blutige Ereigniß. Dem Jäger wurde nicht viel Gutes nachgesagt; die meisten kannten ihn von der schlimmsten Seite, aber auch Leuther kam nicht gut weg. Was Mancher im Stillen so oft gedacht hatte, das wurde jetzt in Worten laut. Der Schein war gegen ihn und sie hielten ihn Alle für fähig, eine Mordthat zu begehen. Freilich wußten sie sich den Grund nicht zu erklären, denn es war Niemanden bekannt geworden, daß zwischen ihm und Stakelberg eine Ursache zur Mißhelligkeit obwaltete.

Leuther hatte sich von der Leiche in seine Schreibstube begeben und Thüre und Fensterblenden fest verschlossen. Jetzt nahm er den blutigen Brief, legte ihn in den Ofen und zündete ihn an. Er brannte lichterloh und in wenigen Secunden war jede verrätherische Spur verschwunden. Um Vieles beruhigter öffnete er die Thüre wieder und setzte sich in den Sessel, um den Morgen abzuwarten. Nachdem seine Phantasie sich noch lange mit dem Todten beschäftigt hatte, schlief er ein und erwachte nicht eher, bis der Tag angebrochen war.

Als er die Augen aufschlug, stand der Bürger-

meister vor ihm. „Herr Leuther," sprach dieser, „ich bin gezwungen, Sie zu verhaften."

„Mich?" fragte er verwundert; „ich habe Ihnen doch sagen lassen, daß Schimmel den Mord begangen."

„Er ist auch sofort ergriffen worden," antwortete der Bürgermeister, „aber er leugnet entschieden und behauptet, die ganze Nacht sein Haus nicht verlassen zu haben. Dagegen steht es fest, daß Sie in der Nacht bewaffnet im Walde waren und sich bei der Leiche befanden. Wie ich mich jetzt selbst überzeuge, sind Ihre Hände und Ihre Kleider noch voll Blut; das sind Dinge, welche einen starken Verdacht erregen, und ich bin kraft meines Amtes gezwungen, Sie festzuhalten."

„Freilich, Sie müssen Ihres Amtes wahren," sprach Leuther, aber ich bange nicht vor dem Ausgange. Meine Büchse ist noch gar nicht losgeschossen, wie Sie sich selbst überzeugen können. Was das Blut an meinen Händen und Kleidern betrifft, so will ich Ihnen gerne erklären, wie es daran gekommen: Als ich den Schuß und den Schrei hörte, eilte ich an den Ort der That. Ich sah die Stelle, wo die Kugel durch die Brust gedrungen und machte die Knöpfe los, um die Wunde zu untersuchen; daß meine Hände und Kleider dabei voll Blut wurden, ist zu natürlich, um einer weitern Erklärung zu bedürfen.

„So hört es sich an," sprach der Bürgermeister, „aber es bleibt doch immer unerklärlich, daß Sie in der Nacht auf die Jagd gehen und zwar zu einer Stunde, wo Ihr Kind todtkrank ist."

„Keineswegs," entgegnete er. „Ich wußte, daß Schimmel in meinem Jagdgebiete herumstrich und fast jede Nacht ein Stück Wildpret schoß. Ich wollte dem Unfuge steuern und mußte meiner eigenen Sicherheit wegen die geladene Büchse mitnehmen. Gottes Hand hat über mir gewaltet, sonst wäre ich das Opfer geworden, nicht Stakelberg."

Der Bürgermeister glaubte dem Gesetze genug zu

thun, wenn er Leuther in seiner eigenen Schreibstube bewachen ließ. Er gab deßhalb einem Gensdarmen den Auftrag, sich mit ihm einzuschließen und Niemanden zu ihm zu lassen.

Rosa wußte von den Vorfällen der Nacht Nichts. Die Dienerschaft hatte absichtlich geschwiegen, um ihre Aufregung nicht noch mehr zu steigern. Anselm war nicht besser geworden, er lag noch immer so regungslos da, wie gestern. Dr. Meiners gab die Hoffnung auf und wußte es der armen Mutter auf die glimpflichste Weise beizubringen.

Ach, ein Mutterherz hofft immer, so lange der letzte Athemzug noch nicht ausgehaucht ist. Auch Rosa hoffte, aber nicht auf die Kunst des Arztes, sondern auf die Hülfe Gottes. Sie ließ Liese kommen und gab ihr im Stillen einen Auftrag. Das Mädchen eilte nach Freiwald und ging geraden Weges in die Schule. Der alte Lehrer sah schon in ihrem bestürzten Aussehen, daß sich auf dem Jagdschlosse etwas Wichtiges ereignet haben mußte und fragte nach ihrem Begehren. „Ach, Herr Lehrer," antwortete Liese, „der kleine Anselm ist schwer erkrankt, und Dr. Meiners hat ihn verloren gegeben. Madame ist untröstlich und setzt ihre einzige Hoffnung auf den Himmel. Sie läßt freundlichst bitten, daß eine Anzahl Mädchen für das Kind beten."

Der Lehrer nickte und ging in die Schule zurück, wo er sieben der bravsten Mädchen aufsuchte, um die Stationen zu beten. Sie kamen sogleich und begaben sich zunächst in die Kirche und von dort an die verschiedenen Plätze, welche für solche Krankengebete bestimmt waren. Sie liebten die gute Rosa alle so herzlich und innig, daß ihr Gebet aus tiefster Seele kam. Kindergebet dringt durch die Wolken, sagt ein Volkssprichwort, und dieser Gedanke hat eine Berechtigung, denn welches Gebet sollte Gott angenehmer sein, als dasjenige, welches von den Lippen der Reinen und Unschuldigen kommt?

Carl Clasen gez.

Druck von G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, die Sühne des Verbrechers.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg

Die Mädchen beteten bis zum Mittage, dann gingen sie wieder in die Schule zurück. Der Lehrer sah verstört aus, fragte nur kurzweg, ob sie ihre Pflicht gethan und verließ die Schulstube. Als sie nach Hause kamen, hörten sie von allen Seiten, daß in der Nacht der Jäger Stakelberg erschossen worden sei und daß Schimmel und Leuther in dem Verdachte ständen, den Mord begangen zu haben. Begreiflicher Weise herrschte im ganzen Dorfe die größte Aufregung und die Mädchen konnten sich jetzt das verstörte Aussehen ihres Lehrers erklären.

Den ganzen Tag standen die Leute zusammen und sprachen von dem Morde; Viele liefen auch nach dem Jagdschlosse, um die Leiche zu sehen, aber es wurde Keiner vorgelassen. Von den Bewohnern von Freiwald war fast keiner, welcher nicht den Baron für schuldig hielt, und wie verhaßt Schimmel auch war, so nahmen doch die meisten Partei für ihn. Wenn er auch ein Wilddieb sei, meinten sie, so sehe er doch nicht wie ein Mörder aus.

Fünftes Kapitel.

Grab und Gefängniß.

Zweifelsohne war das Gebet der Kinder wohlgefällig am Throne Gottes aufgenommen worden, aber der Herr über Leben und Tod hatte es nicht im Sinne der Mutter erhört, sondern aus dem kleinen Anselm einen Engel gemacht. Bleich, wie Wachs, lag das Knäblein auf einem von Liese schnell hergerichteten Polster. Rosa kniete neben demselben; sie betete nicht, sie war zu sehr in Schmerz aufgelöst und konnte an nichts Anderes denken, als an ihren schmerzlichen Verlust. Doctor Meiners stand schweigend neben ihr; jetzt reichte er ihr die Hand und sprach: „Bleibe nicht länger bei der Leiche und reibe dich nicht in Trauer auf, denn du hast noch Verpflichtungen gegen die beiden andern Kinder. Ich selbst muß nun gehen, denn meine Patienten erwarten mich.“

Als er fort war, erhob sich Rosa, küßte noch einmal Anselm's bleiche Wangen und zupfte die Decke zurecht. Bittere Gedanken kamen über sie. Sie betrafen ihren Gatten: „Der Hartherzige und Liebloſe, er ist nicht einmal an sein Sterbebett gekommen, und der kleine Engel ist hinübergeschlummert, ohne eine Thräne von ihm zu erhalten. Thränen? Ach, woher sollte dieser Mann sie kennen? Vielleicht würde er weinen, wenn ihm sein Geld gestohlen würde; aber seine Kinder können sterben, ohne daß sein Gemüth bewegt wird.

Wie glücklich war ich, ehe mein Leben an ihn gekettet war! O, wie war ich verblendet, ihm, dem Gefühllosen, meine Zukunft anzuvertrauen! Aber ich war leichtsinnig und gefiel mir in dem Gedanken, daß ich eine reiche Frau sein würde, die in seidenen Gewändern gehen könne und nicht Hand noch Fuß zu regen brauche. Schrecklich ist die Strafe für diese Eitelkeit gewesen; sie dauert noch täglich und stündlich fort und wird erst mit meinem Tode endigen."

„Er soll die Leiche sehen," fuhr sie nach einer Weile fort; „ich muß doch wissen, ob denn alles menschliche Gefühl wirklich in ihm erstorben ist."

Sie verließ das Zimmer und begab sich zur Schreibstube ihres Gatten. Die Thüre war verschlossen; sie klopfte an und rief: „Oeffne, Leuther, ich muß mit dir sprechen."

Die Thüre ging auf; auf der Schwelle trat ihr der Gensd'arm entgegen und fragte nach ihrem Begehren. Als sie den Diener der Gerechtigkeit sah, stutzte sie und fragte: „Was ist geschehen? Was machen Sie hier?"

„Ich befinde mich in meinem Amte, Madam, und habe den Befehl, Herrn Leuther zu bewachen."

„Zu bewachen, mein Herr? Warum? Leuther, was ist hier geschehen?"

„Ein unglückliches Mißverständniß hat mich in den Verdacht gebracht, den Jäger Stakelberg erschossen zu haben," antwortete Leuther, „aber die Sache wird sich bald klären, denn nicht ich bin der Mörder, sondern Schimmel, der Wilddieb."

Rosa stand da wie vernichtet. „Gott, Gott," flüsterten ihre blutlosen Lippen, „wie viel Schrecken sollen denn über mich schwaches Weib kommen? Anselm todt und er des Mordes angeklagt! Wird denn die Schaale der Leiden niemals leer?"

Sie wollte noch weiter reden, aber die Kräfte waren zu Ende; ihre Sinne wurden von einer Ohn-

macht umflort, sie stürzte zusammen. Liese und einige Mägde eilten herbei und trugen sie in ein Zimmer, wo sie vom Geräusche des Schlosses Nichts vernahm.

Der Gensd'arm schloß die Thüre wieder. „War Ihr Kind lange krank?“ fragte er. Der Mann des Gesetzes fühlte, daß er Etwas sagen müsse, was seinem strengen Amte den Stachel nahm. Leuther gab keine Antwort. Schweigend starrte er auf einen Fleck. Es kam Etwas über ihn, wie Vorwurf und Rührung. Ihm selbst schien es nicht in der Ordnung, daß ein Vater sein Kind sterben lasse, ohne es zu sehen. Aber konnte er dafür? Waren nicht vielmehr die Ereignisse schuld daran? So tröstete er sich, aber sein Gewissen rief ihm zu: „Es würde nicht so gekommen sein, wenn mein vergangenes Leben rein und schuldlos wäre! Weil ich eine strafbare Vergangenheit zu verdecken hatte, darum mußte ich in den Wald und darum kam ich in den Verdacht, ein Mörder zu sein. Gott, Gott! wie wird das noch enden! Wenn nun der Schein gegen mich bliebe, wenn sich meine Aussagen gegen Schimmel nicht beweisen ließen!“

Er sank in einen Stuhl und gab sich einem stillen Brüten hin. Auf die Fragen des Gensd'armen gab er keine Antwort.

Während dieser Zeit war Meister Rudolph von Ammelberg zurückgekommen, um die Arbeit seiner Gesellen nachzusehen. Der Altgeselle Timotheus empfing ihn auf der Schwelle der Werkstätte mit der Nachricht von dem Morde und daß Schimmel und Leuther im Verdachte ständen. Sogleich fiel ihm der Brief ein; er hielt es nicht für unmöglich, daß Stakelberg ihn verfolgt und bedroht und in Folge dessen sein Leben hatte lassen müssen; aber er sagte Nichts. Bestürzt ging er in die Werkstätte; nur mit halbem Auge sah er, was Timotheus ihm vorlegte. Da kam der Meisterknecht, berichtete, daß der kleine Anselm gestorben sei und forderte Rudolph auf, einen hübschen Sarg zu

machen und so schnell als möglich zu vollenden. Der redselige Knecht erzählte auch, daß der Baron von einem Gensd'armen bewacht werde.

„Hat er denn den Mord begangen?" fragte Rudolph schüchtern.

„Das wird sich ausweisen," antwortete der Knecht, „wenigstens habe ich ihn bei der Leiche gesehen; es ist aber dennoch möglich, daß Schimmel der Thäter ist. Sie haben ihn so eben geschlossen eingebracht; als sie kamen, um ihn fest zu nehmen, wehrte er sich wie ein Tiger, da mußten sie ihn wohl schließen. Er soll sich übrigens durch seine heftigen Ausdrücke sehr verdächtig gemacht und ausgesagt haben, dem Stakelberg sei ganz Recht geschehen; denn in einer fremden Jagd gingen ihn die Wilderer Nichts an, und es sei nur Schade, daß den Baron nicht auch eine Kugel gefunden habe, denn er sei ebenfalls ein Leuteschinder. Daß Leuther selbst im Verdachte ist, muß er also noch nicht wissen."

Meister Rudolph begab sich gedankenvoll in die Werkstätte, suchte passendes Holz für den kleinen Sarg aus und vertheilte die Arbeit unter die Gesellen. Sie ging ziemlich rasch von Statten; schon nach einer Stunde stand das kleine Todtenhaus im Rohen fertig da; Timotheus schlug die glänzenden Gehänge an und setzte die vergoldeten Schrauben ein, mit denen es geschlossen werden sollte. Rosa hatte gewünscht, daß der Sarg von Innen mit weißem Atlas ausgeschlagen werde. Das war eine Arbeit, welche Meister Rudolph immer besorgt hatte, als er noch in Düsseldorf war. Er verstand sich vortrefflich darauf und machte sich an den innern Deckel, während Timotheus den Sarg polirte. Nachher wechselten sie die beiden Theile und bald war Alles fertig. Den Sarg unter den Arm nehmend wanderte er dem Walde zu und überlegte unterwegs, was er nun zu thun und zu lassen habe. Aus den bereits oben angeführten Gründen schien ihm Leuther's Schuld wahrscheinlich und es wollte ihn bedünken, daß

es seine Pflicht sei, zu sprechen. Auf der andern Seite wieder schien es ihm voreilig, eine Sache anzugeben, welche vielleicht mit dem Morde Nichts zu thun hatte. Wenn Schimmel überführt wurde, dann hatte die Briefangelegenheit mit dem Todtschlage offenbar Nichts zu thun. Schließlich kam er zu dem Entschlusse, erst mit Herrn Ostermann Rücksprache zu nehmen. Er war Stadtbürger gewesen und verstand sich auf solche Dinge besser. War doch in Freiwald immer der Spruch gehandhabt worden: „Besser Stehlen als Angeben, d. h. man soll sich wohl überzeugen, daß man nichts Unrechtes thut, ehe man den Angeber macht.“ Nun, wenn die Freiwalder immer so verfahren hätten, dann wäre Nichts dagegen zu erinnern gewesen, aber sie hatten eine so große Scheu vor dem Angeben, daß sie häufig auch dann schwiegen, wenn das Reden Schuldigkeit gewesen wäre. Die Abneigung gegen ein öffentliches Zeugniß war bei ihnen, so zu sagen, in Fleisch und Blut übergegangen, und es mußte ein Fall gewiß sehr zweifellos sein, wenn sie offen ihr Zeugniß darlegen sollten. Meister Rudolph war ebenfalls mit diesen Ideen groß geworden, deßhalb auch die Unsicherheit bei einem Manne, der sonst sehr klar zu unterscheiden wußte, was Recht und was Unrecht war.

Als er mit dem kleinen Sarge auf dem Jagdschlosse ankam, stand Leuther am Fenster; beim Anblicke des Meisters und des Todtenschreines knickte er ein wenig zusammen und wandte sich von dem Fenster ab.

Liese kam ihm im Hausflur weinend entgegen; der Anblick des Sarges weckte von Neuem den Schmerz um das Kind, welches sie sehr geliebt hatte. Sie führte ihn in das Zimmer, wo die Leiche lag, und gab eine Stelle an, wo der Sarg auf einem mit weißen Linnen überbreiteten Tische stehen sollte. Die Leiche war schon mit dem Todtenhemdchen und einem Häubchen geschmückt. Rudolph legte sie mit bewegtem

Herzen in den Sarg und Liese half, daß sie schön zu liegen kam.

Es war ein gar lieblicher Anblick, wie der kleine Engel unter dem mit Rosen übersäten Kleide in dem weißen Atlas lag. Die kleinen, wie zum Gebete gefalteten Hände waren mit dem Rosenkranze umwunden. Dieser Tod hatte nichts Abschreckendes, sondern etwas so Liebliches, daß in einem schuldlosen Herzen der Wunsch aufsteigen mußte, mit dem Engel hinaufschweben zu können zum Throne des Höchsten.

Liese holte aus dem anstoßenden Gemache hohe, silberne Leuchter, auf welchen dicke Wachslichter standen. Diese vertheilte sie rings um die Leiche und zündete sie an. Nun lag Anselm wie in einem Glorienscheine da. Sie ging hinaus und rief das Dienstpersonal. Alle kamen, Jeder wollte das Kind noch einmal sehen. Nach der schönen Sitte, welche in gläubigen Familien üblich ist, knieten sie nieder, Jeder betete im Stillen ein „Vater unser".

Als sie aufstehen wollten, sagte Meister Rudolph: „Die Lebendigen haben oft das Gebet nöthiger als die Todten. Euer Herr ist einem schrecklichen Verdachte ausgesetzt; beten wir auch für ihn!"

Diese Aufforderung kam den Leuten unerwartet und sie gefiel ihnen nicht; ein leises Murren ging durch den Raum. Als aber der Johann sagte: „Der Meister hat Recht!" da fielen sie doch wieder auf die Kniee und stimmten in Rudolph's Gebet ein.

Einer nach dem Andern stand jetzt auf und ging näher an den Sarg. Mit leisem Flüstern theilten sie einander ihre Beobachtungen mit, wie schön und lieblich das Kind anzusehen sei. Jeder fand Etwas zu seinem Lobe, alle aber meinten, daß Anselm nun ein Engel im Himmel und besser daran sei, wie die Menschen, die sich auf der Erde mit allerlei Weh umherschleppen müßten. —

Der Meister kehrte zurück; es wurde Nacht und

im Schlosse trat tiefe Ruhe ein. Leuther war in einem Sessel eingeschlafen, auch der Gensd'arm nickte ein, aber das leiseste Geräusch weckte ihn und sein Blick richtete sich auf den Gefangenen. Durch Leuther's Seele zogen Träume; er sah sich bald auf dem Blutgerüste, bald frei und ledig. Je nach den Vorstellungen wechselte der Ausdruck seines Gesichtes, welches sich jetzt furchtbar verzerrte und im nächsten Augenblicke wieder vor Freude aufleuchtete. Aus dem Gewirre von Bildern aber löste sich ein Gedanke los, nämlich der, daß er den größten Theil seines Lebens einem Schattenbilde nachgejagt und Nichts errungen habe, als Qual und Unzufriedenheit, daß er die Jugend, das Glück der Ehe und die süßen Vaterfreuden niemals empfunden, sondern in der Gier nach Geld und Gut alles Menschliche von sich gestreift habe.

Als er erwachte, wirkte dieser Grundgedanke noch fort; das todte Kind, die betrübte Mutter, die untröstlichen Geschwister fielen ihm ein. Die Kerze war tief niedergebrannt, es mußte schon spät in der Nacht sein. Da erfaßte es ihn wie Reue und er wünschte Anselm zu sehen.

„Mein Herr," sprach er zu dem Gensd'armen, „ich möchte mein Kind noch einmal sehen; begleiten Sie mich hin, und wenn Sie fürchten, daß ich einen Fluchtversuch machen sollte, so binden Sie mir lieber die Arme auf den Rücken."

Der Gensd'arm war selbst Vater, er wußte aus Erfahrung, wie herb es ist, ein Kind zu verlieren. „Herr Baron," sagte er; „streng genommen mag es nicht in meiner Befugniß liegen, Sie die Schwelle dieses Zimmers überschreiten zu lassen; aber ich will es dennoch auf mich nehmen. Kommen Sie; aber Sie müssen mir auf dem Wege ihre Hand geben, damit ich mich selbst sichere."

Welch eine Fügung der Vorsehung! Derselbe Mann, der sonst alle Menschen für geringe achtete,

wenn sie nicht viel Geld hatten, der über alle Armen und Niederen mit eisernem Fuße hinweggeschritten war, mußte sich jetzt das Geleit eines Gensd'armen gefallen lassen, um zu seinem eigenen Kinde zu gelangen. Als sie in das Zimmer eintraten, dem die Wachskerzen fast Tageshelle verliehen, hörten sie ein schmerzliches Schluchzen. Es kam von Rosa, welche sich im Trauergewande über die Leiche hergeworfen hatte.

Leuther's Fuß zögerte; ein Schauer lief ihm über den Rücken, als er die in Schmerz aufgelöste, so oft mißhandelte Frau sah. „Gehen Sie," flüsterte der Gensd'arm. „Es ist keine Schande für einen Mann, wenn er weint, und — Thränen erleichtern auch das Gemüth."

Leuther mußte unwillkürlich erröthen, denn der Gensd'arm schrieb seine Zögerung einem weichern Gefühle zu, als er besaß. Vielleicht, um sich in seinen Augen nicht zu verkleinern, ging er vorwärts und trat nahe an den Sarg. Rosa vernahm das Geräusch, erhob sich und schaute ihn verwundert an. „Bist du doch gekommen?" fragte sie. „Schrecklich, schrecklich, daß es in einer solchen Begleitung sein muß. Gott ist dem Kinde gnädig gewesen, daß es diesen Anblick nicht zu erleben brauchte. Leuther, wohin sind wir gekommen? Ich beschwöre dich, wenn du Schuld hast, die Wahrheit zu bekennen und nicht zu leugnen; es würde die Trübsal, in der wir schon bis an den Hals schwimmen, nur noch mehr anschwellen."

Er legte die Hand auf des Kindes Brust und sprach: „Rosa, bei diesem kleinen Engel, der mich bei Gott verklagen mag, schwöre ich dir, daß ich keinen Schuß abgefeuert habe. Ich bin so unschuldig an Stakelbergs Tode, wie du."

Er sprach diese Worte mit erhobener Stirne, und sie machten selbst auf den Gensd'armen den Eindruck der Wahrheit. „Dem Himmel sei Dank!" antwortete Rosa. „Möge der Tod dieses Kindes dann auch dein

Herz erweichen, daß du künftig deiner Familie mehr angehörst."

Sie schwankte hinweg und ließ die Männer allein. Leuther betrachtete sein Söhnchen lange; es nagte an ihm, und es war ihm, als ob er seinen Tod verschuldet; aber es kam keine Thräne in sein Auge; das harte Herz war noch nicht weich genug, um so tief gerührt zu werden. Er machte den Versuch, seine Knie zu beugen und zu beten, aber er vermochte es nicht. Sein Gebet wäre ihm bei diesem unschuldigen Kinde wie Gotteslästerung vorgekommen. „Kehren wir zurück!" sagte er nach einer Weile. Der Gensd'arm nahm wieder seine Hand, führte ihn durch den Gang in die Schreibstube und schloß die Thüre.

Meister Rudolph ging bei seiner Rückkehr zum Nachbar Ostermann und erzählte ihm das Ereigniß mit dem Briefe. Ostermann hörte ihn bis zu Ende an und gab zur Antwort: „Wäre der Brief in Stakelberg's Händen gewesen, so ließ sich annehmen, daß Leuther ihm aufgelauert habe, um sich des Schriftstückes zu bemächtigen, aber im umgekehrten Falle sehe ich keinen Grund zu einer solchen Handlung ein. Der Stakelberg ist übrigens als ein schlechter Mensch bekannt, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um Profit zu machen, wie er es dir gegenüber ja auch offen gestanden hat. Ist es nicht denkbar, daß er den gefährlichen Inhalt nur erfunden, um im Trüben zu fischen? Fähig halte ich ihn dafür, und es kommt mir sogar nicht unwahrscheinlich vor, daß er die Stiefel wirklich gestohlen, um sich gegen Leuther eine Art von Zeugniß zurechtzumachen. Ich kenne von diesem Jäger Handlungen, die dieser Nichts nachgeben. Uebrigens habe ich soviel schon gehört, daß Leuther's Büchse wirklich nicht abgeschossen worden ist; dagegen soll sich heute Nachmittag am Orte der That ein Messer gefunden haben, welches dem Schimmel angehört. Ein anderer verdächtiger Umstand ist der, daß die Nachbarn ihn kurz nach Mitternacht in schnellem

Laufe aus dem Walde haben kommen sehen. Halte das einmal zusammen, so wirst du zugeben müssen, daß der größere Verdacht jedenfalls auf dem Wilddiebe ruht. Ich würde also vorläufig schweigen; zum Reden ist immer noch Zeit, wenn der Verdacht gegen Leuther sich steigert."

So schien es auch dem Meister richtig. Das Thema wurde aber noch lange hin und her verhandelt, denn es war das Wichtigste und Folgenreichste, welches seit Menschengedenken in Freiwald vorgekommen war.

„Wie steht's mit der Arbeit in der Stadt?" fragte Ostermann.

„Sehr gut," antwortete Rudolph. „An dem Altgesellen Timotheus habe ich eine Hülfe, die ich kaum hoch genug anschlagen kann, und die Gesellen arbeiten, daß es eine wahre Freude ist. In einem Monate hoffe ich so weit zu sein, daß ich in der Stadt mit dem Anschlagen der Thüren und Fenster und mit dem Legen der Fußböden beginnen kann. Uebrigens nimmt die Werkstätte in Ammelberg auch einen guten Fortgang und es wird dort manches gut bezahlte Stück Arbeit verlangt. Ich kann Ihnen kaum sagen, Herr Ostermann, wie dankbar ich Ihnen für die großmüthige Hülfe bin. Ohne dieselbe säße ich noch immer hier als ein armer Meister, welcher mit Sehnsucht auf eine kleine Reparatur lauert und den größten Theil seiner Zeit mit Gartenarbeit verbringt. Bin ich erst in der Stadt fertig und habe den hübschen Verdienst in der Tasche, dann kann ich es mit jedem Meister aufnehmen und schon etwas Großes wagen."

„Langsam und sachte," sprach Ostermann. „Immer vorher gut rechnen und nur so tief in den Beutel tasten, daß immer noch Etwas auf dem Boden bleibt. Von meiner Hülfe braucht nicht viel Wesens gemacht zu werden, denn es ist nur die Abtragung einer alten Schuld, und ich werde sie bis zu Ende durchführen;

aber verstehen Sie wohl, Rudolph, nur einmal. Nachher müssen Sie auf eigenen Füßen stehen und können es auch. Wenn ich da noch einmal einen Nachschub gäbe, so würden Sie sich an fremde Unterstützung gewöhnen. Das aber taugt nicht. Wer etwas Tüchtiges vor sich bringen will, der muß auf eigenen Füßen stehen und aus sich selbst Etwas machen. Beispiele entgegengesetzter Art habe ich oft erlebt, sie führten fast niemals zum Guten."

Rudolph schüttelte ihm die Hand, empfahl sich und huschte zu seinem Hause hinüber. Die Gesellen waren noch in der Werkstätte thätig; sie machten alle Tage ein paar Ueberstunden und hatten ihre Freude daran, wie sich ihre kleinen Ersparnisse mehrten.

Katharina war eben mit dem Bereiten des Abendessens fertig geworden und las, mit der Kneifbrille auf der Nase, in der Handpostille. Als ihr Mann eintrat, klappte sie das Buch zu, legte die Brille weg und stellte tausend Fragen über Anselm, Rosa und den Baron. Das Thema wurde noch einmal vollständig abgehaspelt; diesmal freilich in einer etwas andern Weise, denn Frauen haben immer eine eigene Art, die Dinge anzuschauen, treffen aber doch häufig den Nagel auf den Kopf. „Weißt du, was ich thäte?" sagte sie. „Ich würde morgen direct auf das Amt gehen und den Herren Alles sagen, was du von Leuther weißt. Nutzt es Nichts, so schadet es auch Nichts, wenigstens doch nur ihm, und ich meine, der Leuteschinder hätte schon was verdient. Ein Mensch, der seiner Frau das Leben so heiß macht und dem seine Kinder so weit aus dem Wege gehen, als sie können, der sollte eigentlich schon deßwegen einmal gehörig vorgenommen werden."

„Ei, ei," antwortete Rudolph lächelnd, „du sprichst dich ja ganz in den Eifer hinein und verleugnest deine gute Natur. Weißt du was, wir wollen den Leuther seinem Schicksale überlassen und zu Abend essen. Ich

habe einen so unbändigen Hunger, daß ich den Löffel miteſſe, wenn du nicht bald auftiſcheſt.“

Katharina beſtellte raſch den Tiſch und rief dann in die Werkſtätte hinein: „Das Abendbrod iſt fertig!“ Da flogen die Hobel, Sägen und Meißel in die Ecke und die hungrige Schaar drängte ſich um den Tiſch; aber nicht wie es heut zu Tage ſo vielfach geſchieht, ohne Segen und Gebet; nein, das litt Meiſter Rudolph nicht. In ſeinem Hauſe mußte vor und nach dem Eſſen ſtehend und mit lauter Stimme gebetet werden.

Am Morgen des dritten Tages nach dem Morde, kam von Ammelberg der Befehl, daß Leuther in die Stadt gebracht werden ſollte. Der Gensd'arm trieb deßhalb zur Eile. Welch ein trauriges Zuſammentreffen! Als ſie aus der Schreibſtube kamen, traten der Pfarrer Ambroſius, nebſt Kaplan und Küſter in ihrem Ornat ein, um die Leiche abzuholen. Mit ihnen kamen die Bewohner der Umgegend, denn in Freiwald war es Sitte, daß auch kleinen Kindern Leidtragende zum Grabe folgten.

„Muß ich denn jetzt fort?“ fragte Leuther. „Darf ich nicht der Einſegnung beiwohnen?“

„Wenn es auf mich ankäme,“ antwortete der Gensd'arm, „ſo wollte ich es mit Freuden zugeben, denn ich weiß ja ſelbſt, wie es einem Vater zu Muthe iſt, wenn ſein Kind begraben wird; aber der Befehl lautet ſtrenge und läßt keine Zögerung zu.“

Leuther ging traurig vor ihm her. Die Leute gafften ihn im Vorübergehen an und einige blieben ſogar ſtehen und geberdeten ſich, als ob ſie ihn niemals geſehen. Zu einer andern Zeit würde er ſie rauh angeſchnauzt haben; heute aber ließ er ſchweigend Alles über ſich ergehen. Der Gensd'arm ſchlug nicht den geraden Weg nach Ammelberg ein, ſondern machte einen weiten Bogen. „Es hält uns etwas auf,“ ſagte er, „aber wir kommen da hinten über einen freien Hügel, da können Sie wenigſtens den Leichenzug noch einmal

sehen. Nachher müssen wir die verlorene Zeit wieder einholen."

So viel Zartgefühl sollte man von einem Gens-d'armen kaum voraus setzen; das fühlte auch Leuther. „Mein Herr, ich bin Ihnen sehr dankbar," sagte er. „Ich möchte wirklich den Trauerzug sehen, denn seit das arme Kind todt ist, habe ich eingesehen, daß ich mich während seines Lebens zu wenig darum kümmerte. Könnte ich es wieder zurückrufen, ich würde lieber Manches anders machen, aber der Mensch kommt gewöhnlich erst zur Einsicht, wenn es zu spät ist."

Jetzt hatten sie den Hügel erreicht; sie standen stille und schauten zurück. Aus dem Thore des Jagdschlosses kam ein offener Wagen, in welchem der bekränzte Sarg stand. Pfarrer, Kaplan und Küster gingen hinter demselben und ihnen schlossen sich in langer Doppelreihe die betenden Leidtragenden an.

Tief ergriffen fiel Leuther auf die Kniee, seine Hände falteten sich, er betete. Der Anblick des Sarges, worin das Kind lag, welches zur selben Stunde begraben werden sollte, in welcher er dem Kerker entgegen ging, sprengte endlich die harte Rinde, welche sich wie ein eiserner Panzer um sein Herz gelegt hatte. Alle Kinder, welche schon früher gestorben waren, kamen ihm wieder in's Gedächtniß zurück und es war ihm, als würden nun auch die noch lebenden folgen und er ganz allein und verlassen auf der Erde bleiben. Wie kahl und leer kam ihm jetzt Alles vor, um was sich sein Bestreben bisher gedreht hatte! Wie todt erschien das Gold in seinem Geldkasten! So sehr er sich auch für dasselbe gemüht, so hatte es ihm im Grunde doch nichts Anderes als Kummer und Leid und ein zerrissenes Gemüth eingetragen.

„Wir müssen fort," sprach der Gensd'arm; „es könnte uns Jemand begegnen, welcher mich auf der falschen Route sieht. Auf, Herr Baron!"

Leuther erhob sich und nahm einen rascheren Schritt

an. Bald hatte sie der Wald aufgenommen. In Ammelberg wurden sie schon mit Ungeduld erwartet, denn es sollte sogleich ein Verhör mit Leuther vorgenommen werden.

Der Gensd'arm lieferte ihn an der Pforte des Gefängnisses ab und ging in die Stadt. Leuther aber wurde über Treppen und Gänge zu dem Instructionsrichter geführt, wo sich zu seinem Schrecken herausstellte, daß er neben Schimmel wirklich als Mörder angeklagt war.

Sechstes Kapitel.

Der Tod einer Mutter.

Obschon die Todtenfeier auf dem Kirchhofe zu Freiwald nur einem Kinde galt, so war sie doch rührend, ja fast ergreifend. Wie verhaßt auch der Baron war, die gute gedrückte Rosa wurde von Allen geliebt und ihre Kinder galten überall als brav und wohlerzogen. Es war kaum eine Mutter im Dorfe, die sich dem Leichenzuge nicht anschloß, als er aus dem Walde kam. „Die arme Frau erlebt so viel bitteres Leid an ihrem Manne," sagten sie, „wir müssen ihr doch zeigen, daß wir einen Unterschied zwischen ihr und ihm machen."

Hunderte von Leuten umstanden das kleine Grab und stimmten andächtig und inbrünstig in das Gebet des Pfarrers Ambrosius. Auch Meister Rudolph und Katharina waren gekommen, und Ersterer kniete lange, lange an dem offenem Gräbchen; aber sein Gebet galt nicht dem Kinde, welches er für einen schönen seligen Engel hielt, sondern der Mutter und dem Vater; Letzterem noch am meisten, denn so viel stand fest bei ihm, daß er schwere Sünden auf dem Gewissen habe, wenn er auch an dem Morde Stakelberg's unschuldig war.

Rosa lag während der Beerdigung in einem heißen Fieber; es war in den letzten Tagen zuviel auf sie eingestürmt; ihre ohnehin zarte Gesundheit konnte die Schläge nicht ertragen. Das Grab ihres heißgeliebten

Kindes und der Kerker ihres Mannes führten schreckliche Bilder vor ihre Seele. Wenn das Fieber einen Augenblick nachließ, malte sie sich ihre Lage mit den furchtbarsten Farben aus und sah Leuther auf dem Blutgerüste, sich selbst und die Kinder dem Elende und der Verachtung anheimgegeben. Liese war bei ihr geblieben. Krampfhaft ergriff sie die Hand des Mädchens und wollte es nicht von sich lassen.

„Laß die Kinder kommen," bat sie, „und bleibe bei mir! Ich habe ja keinen Menschen, dem ich mein Leid anvertrauen darf. Ach, wie gern wollte ich sterben, wenn die armen Würmchen nicht wären. Aber was sollte aus ihnen werden? Sie wären ja schlimmer daran, als Waisen, welche niemals ihre Eltern gekannt haben!"

Liese tröstete sie, so gut sie es vermochte, aber es waren freilich nur Worte, denn es ließ sich einmal nicht leugnen, daß ihre Ehe nur eine schmerzliche Dornenbahn war. Victor und Annchen kamen, aber sie konnten die Mutter nicht erheitern; sie waren noch so traurig wegen des Brüderchens. Rosa aber freute sich, daß sie unter ihren Augen waren und daß Liese sich ihrer mit aller Liebe annahm.

Am Abend fielen ihr die Augen zu und sie schlief ein. Da zupfte Anna Liese am Arme und fragte flüsternd: „Warum hat der Gensd'arm den Vater fortgeführt?"

Liese wußte nicht, was sie antworten sollte, denn es wäre doch allzuschrecklich gewesen, dem Kinde zu sagen, daß sein Vater im Verdacht stehe, einen Mord begangen zu haben. Sie wollte aber auch nicht lügen, denn Rosa hatte immer gesagt: „Paß wohl auf Deine Worte und sage den Kindern stets die Wahrheit." Sie wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie die Frage überhörte, aber Anna fragte wieder.

„Gieb dich zufrieden," antwortete sie, „und frage nicht mehr darnach, sonst wird die Mutter noch kränker, und das möchtest du doch nicht gerne haben."

Anna dachte im Stillen darüber nach; die Antwort genügte ihr zwar nicht, aber sie meinte, wenn die Mutter noch kränker werde, dann wolle sie gewiß nicht fragen, bis sie wieder gesund sei. Auch Victor wurde stille. —

Liese hatte sogleich einen Boten zu Doctor Meiners geschickt, aber dieser war über Land und kam erst am folgenden Morgen; er fand seine Nichte in einem sehr bedenklichen Zustande und mißbilligte die Anwesenheit der Kinder. „Sie darf durchaus keine Aufregung haben," sprach er; „die Kinder aber erinnern sie immerfort an Anselm."

Die Kranke hatte die Augen geschlossen, als er dieses sagte, er glaubte, sie schlummere; aber sie hob jetzt den Kopf empor und sprach: „Nein, nein, Vetter, die Kinder müssen da bleiben; ich will sie vor der Berührung mit den Dienstboten bewahren, damit sie nicht Dinge zu hören bekommen, die den letzten Funken von Liebe und Zuneigung für ihren Vater ersticken würden. Wenn meine Krankheit so gefährlich ist, wie du sagst, dann müssen sie nach meinem Tode so lange als möglich in der Täuschung bleiben. Auf ihn allein sind sie dann ja angewiesen, d. h. wenn nicht das Allerschrecklichste eintritt, was ich jetzt freilich fürchten muß."

„Denke nicht gleich das Schlimmste," antwortete Doctor Meiners; „deine Krankheit ist allerdings bedenklich genug und fordert die größte Schonung, aber an's Sterben geht es darum noch nicht. Es ist aber durchaus nothwendig, daß du dich ruhig verhältst."

Schauen wir uns nun einmal im Gefängnisse zu Ammelberg um. Schimmel saß in einer Zelle ganz allein und es wurde Niemanden gestattet, auch nur einen Augenblick mit ihm zu verkehren, denn er war ein verschmitzter Kerl, der aus jedem Umstande Nutzen zu ziehen wußte. Im Anfange hatte er keck Alles geleugnet; dann, als er sah, daß damit nicht durchzukommen war, entschloß er sich, zu bekennen und sich

verurtheilen zu lassen. Es war ihm ja schon mehrere-male gelungen, sich aus dem Gefängnisse zu brechen, warum sollte er es nicht auch jetzt fertig bringen? Bei aller Abschließung war es ihm dennoch zu Ohren gekommen, daß auch der Baron eingesperrt und des Mordes angeklagt sei. Jetzt änderte er plötzlich sein System, leugnete nicht allein, was ihm zur Last gelegt wurde, sondern klagte auch geradezu den Leuther der That an.

Es wurde ihm zwar vorgehalten, daß dessen Büchse nicht abgeschossen gewesen sei, aber er wußte sich zu helfen. „Als ich das Reh geschossen und das Gewehr wieder geladen hatte," sagte er, „da kam Leuther aus dem Dickicht auf mich zu und sprach: „Gieb mir Deine Büchse, da hinten kommt der verfluchte Stakelberg. So wahr Gott lebt, ich muß ihm eine Kugel durch das Herz jagen, der Kerl hat es wohl ein Dutzendmal um mich verdient." Sogleich riß er mir meine Büchse von der Schulter und machte sich zum Schusse fertig. Bald nachher kam Stakelberg, dem er ohne Zögern die Kugel entgegenschickte. Natürlich machte ich mich gleich aus dem Staube und nahm meine Büchse mit. Wenn ich früher Etwas gesagt habe, was damit nicht überein-stimmt, so muß ich das heute widerrufen; jetzt habe ich die Wahrheit gesagt."

Schimmel hatte das Alles in einer Art und Weise vorgebracht, die sehr glaublich schien, aber es gab doch noch manchen Widerspruch aufzuklären. Besonders war es auffallend, daß er nicht schon früher den Leuther genannt hatte, da ihm dieses doch schon gleich im An-fange vom größten Nutzen gewesen wäre.

Leuther wußte von diesen erlogenen Anschuldigun-gen Nichts und es bangte ihm auch wegen der Anklage nicht, denn so viel Gerechtigkeitsgefühl schlummerte doch in ihm, daß er die Verurtheilung eines Unschuldigen für unwahrscheinlich, ja für unmöglich hielt. Wenn er dennoch so trüb und nachdenklich da saß, so hatte das

einen andern Grund. Die Einsamkeit der Zelle ließ ihm Zeit, über seine Vergangenheit nachzudenken. Die ersten, in seine Erinnerung fallenden Tage waren Zeiten des bittersten Mangels. Es fehlte an Nahrung und Kleidung, selbst an einem genügenden Obdache. Noch in dieser Stunde glaubte er das Gefühl des nagenden Hungers, die Schauer der Kälte, die Nässe des Regens zu empfinden; es kam ihm in's Gedächtniß zurück, wie Kinder und Erwachsene sich seiner erbarmten, seinen Hunger stillten, seine Blöße bedeckten und sich in Liebe seiner annahmen. Ach, das war eine Zeit des Elendes, der Schmach und der tiefsten Erniedrigung, und dennoch hatte er sich damals glücklich gefühlt, weil unter den Lumpen ein reines, unschuldiges Herz schlug.

Auch später noch, als er schon im Ueberflusse lebte, war sein Glück rein und ungetrübt, weil die Begierde nach Ehre und Reichthum noch nicht erwacht war. Sobald diese unordentlichen Triebe aber zu wuchern begannen, änderte sich so Vieles. In den Sonnenschein seiner Jugend traten dunkle Schatten, verdüsterten mehr und mehr die holden Lichtfunken seiner Seele und verbreiteten sich allgemach über sein ganzes Wesen. Sein Gut mehrte sich, sein Ansehen wuchs, sein Wort war von entscheidender Geltung, aber Alles das, was er mit so großer Sehnsucht erwartet hatte, gab ihm keine Befriedigung; sein Herz, in dem es früher geblüht hatte, wie in einem blumenreichen Garten, wurde immer leerer an Duft und voller an Mißbehagen.

Als Rosa seine Gattin wurde, glaubte er, daß nun ein anderes Leben beginnen werde; und er durfte es wohl hoffen, denn seine junge Frau war stets heiter und aufgeräumt und suchte ihm die Arbeit auf jede mögliche Weise zu erleichtern; aber seine Voraussetzung war eine irrige. Seine niedere Leidenschaft nach Geld und Gut verpestete die Luft seines Daseins und führte dahin, daß Rosa den Tag beklagte, an dem sie ihm ihre Hand gereicht. Der Mann, dessen Sinn nur nach

Geld steht, ist in der Regel roh, rücksichtslos und ohne Empfindung für Andere. Nun, Leuther machte keine Ausnahme von der Regel. Wenn er glaubte, daß er durch irgend Jemanden um einen Groschen zu kurz gekommen sei, so hörte jede Rücksicht auf, mochte er im Rechte oder im Unrechte sein. Rosa litt schrecklich unter seinen rohen Ausbrüchen und Schmähungen, am meisten deßwegen, weil er ihr seine maßlosen Vorwürfe auch in Gegenwart der Dienstboten und sogar der Kinder machte.

Dadurch und durch sein kaltes, herzloses Wesen überhaupt waren ihm auch diese entfremdet worden; sie zitterten schon, wenn sie seinen schweren Tritt und das Klirren seiner Sporen hörten.

Alles das ging ihm jetzt durch den Sinn und zum erstenmale stand es ihm deutlich vor Augen, daß er allein der Schuldige sei. Die einsame Haft war also von großem Nutzen für ihn; sie brachte ihn zur Selbsterkenntniß.

„Vielleicht," flüsterte er vor sich hin, „wäre es gut für mich, wenn meine Haft so lange dauerte, bis die Reue in Fleisch und Blut übergegangen, denn ich fürchte, daß das alte Uebel wieder um sich greift, wenn ich in die alten Verhältnisse zurückkehre."

Daß er diese Worte aussprechen konnte, zeugte von einem ungeheuern Umschwunge in seinem Innern. Die Ruthe des Zornes Gottes, die ihn so oft getroffen, war endlich durchgedrungen; der Mann, welcher seit Jahren nicht mehr in die Kirche gegangen war, dem das Sacrament der Buße nur noch dem Namen nach bekannt war, fiel jetzt auf die Steine seines Gefängnisses nieder und begann zu beten. Erleichtert stand er auf und ging mit langen Schritten auf und nieder.

Da kam der Schließer und holte ihn zum Verhöre ab. Mit einem Gefühle der Befriedigung durchschritt er die langen, schmalen Gänge, denn er wußte ja, daß man ihn entlassen mußte, und die Schande,

welche über sein Haupt kam, nahm er für einen Abschlag auf die Buße, die ihm vom Himmel zugeschickt wurde. Als er in die Verhörstube trat, wurde Schimmel gerade hinweggeführt. „Leuther," redete ihn der Assessor an, „Ihr habt nicht geleugnet, daß ihr in der Mordnacht im Walde und bei dem Ermordeten gewesen, und Euer Meisterknecht Johann hat Eure Anwesenheit bei der Leiche mit einem Eide bestätigt. Ihr habt das zu erklären gesucht, aber es bleibt immer ein verdächtiger und schwer zu begreifender Umstand, daß Ihr während der Nacht mit der Büchse in den Wald geht und zwar zu einer Zeit, wo Euer Kind in den letzten Zügen liegt. Gesetzt den Fall, Ihr hättet Gewißheit gehabt, daß ein Wilddieb in dieser Stunde Eure Rehe wegschoß, bleibt es da nicht auffallend, daß ein Vater sein Kind verläßt, um einen geringen Schaden von sich abzuwenden?"

Leuther zögerte einen Augenblick mit der Antwort; er war nahe daran, dem Assessor die wirkliche Ursache zu sagen, und er hätte es gekonnt, ohne sich einer ernsten Gefahr auszusetzen, aber die Reue über seine Vergangenheit hatte noch nicht genug festen Boden. „Es zeugt von der Lieblosigkeit eines Vaters," sagte er, „und ich muß allerdings bekennen, daß dieses eine abscheuliche Versündigung gegen die Familie ist; die ich jetzt bereue."

„Euer Mitangeschuldigter, Schimmel, stellt die Sache anders dar; er behauptet, daß Ihr den tödtlichen Schuß aus seiner Büchse gethan."

„Schimmel hat mich gar nicht gesehen," gab Leuther zur Antwort; „daß er die Thäterschaft auf einen Anderen wälzt, ist sehr natürlich; wer würde es nicht thun, wenn sein Leben auf dem Spiele stände? Was in aller Welt könnte mich bewogen haben, den Stakelberg zu erschießen, da er dem Wilddiebe gegenüber ja für mein Eigenthum in die Schranken trat?"

„Aber Ihr allein wurdet bei der Leiche gesehen und es steht fest, daß Ihr den Rock des Ermordeten aufknöpftet."

„Allerdings, Herr Assessor, aber ich meine, daß eben dieser Umstand zu meinen Gunsten spricht. Wäre ich der Mörder, so würde ich es doch wie Schimmel gemacht und mich schnell vom Orte der That entfernt haben. Das Aufknöpfen des Rockes kann man doch wohl nicht anders auslegen, als daß ich die Wunde untersuchen wollte."

Die Art und Weise, wie Leuther sprach, machte einen sehr günstigen Eindruck und der Assessor selbst mußte sich gestehen, wenn keine anderen erschwerenden Umstände hinzukämen, könne man unmöglich dem Angeschuldigten etwas anhaben. Er wurde wieder in seine Zelle zurückgeführt. In den nächsten Tagen folgten die Verhöre rasch aufeinander und mit jedem stellte sich seine Unschuld mehr und mehr heraus, so daß man ihn endlich entlassen mußte.

Als er aus dem Gefängnisse trat, war sein erster Gang in Ammelberg zu Rudolph's Werkstätte. Ein unerklärliches Gefühl zog ihn immer zu diesem Manne hin, den er früher kaum eines Grußes gewürdigt hatte. Es war ihm, als müsse dieser ehrliche Handwerker, der immer den geraden Weg des Rechtes ging, ihm in den Wirrnissen seiner Seele Hülfe bringen.

Der Meister war eben beschäftigt, die letzte Hand an einen kunstreichen Schrein zu legen, als Leuther eintrat. „Ihr seid frei?" fragte er.

„Natürlich, Meister, es konnte nicht anders sein. Der Schein, welcher gegen mich war, mußte sich bald aufhellen."

„Nehmt mir's nicht übel, Herr Baron," sprach der Meister, „an dem Morde mögt Ihr allerdings unschuldig sein, aber zwischen Euch und dem Stakelberg haben doch Verhältnisse obgewaltet, welche das Licht der Sonne nicht vertrugen. Wenn Stakelberg nicht gelogen, so seid Ihr während der Nachtzeit im Schlosse gewesen, um den Secretair zu erbrechen, und er hat bei dieser Gelegenheit Eure Stiefel zurückbehalten, um

ein Zeugniß gegen Euch zu haben. Sagt selbst, ob der Brief, den Ihr in meiner Gegenwart mitgenommen, nicht auf allerlei Gedanken bringt? War es eine ehrliche Sache, so brauchtet Ihr nicht heimlich mit demselben zu verfahren."

„Stakelberg ist todt," entgegnete Leuther; „was er im Leben gesagt, hat jetzt keine Geltung mehr. Was aber den Brief betrifft, so kommt vielleicht einmal die Stunde, wo ich Euch den Inhalt mittheile."

„Seid Ihr noch nicht in Freiwald gewesen?" fragte Rudolph.

„Nein, Meister, ich komme direct aus dem Gefängnisse."

„So haltet Euch hier nicht auf, Eure Frau ist schwer erkrankt; gestern erwartete man ihr Ende."

Leuther schnellte empor; es war die erste Kunde, welche ihm davon zukam. „Mein Gott," dachte er; „wenn sie stürbe, hätte ich ihren Tod auf dem Gewissen, denn nur durch meine Gefangennehmung hat sie diesen Stoß erhalten."

Früher hatte er oft den verdammungswürdigen Gedanken gehabt, daß er weniger Geld brauche, wenn sie nicht mehr am Leben sei, heute empfand er Schmerz.

Rasch verließ er die Werkstätte und Ammelberg; der Boden brannte ihm unter den Füßen und in der Angst seines Herzens fragte er sich hundertmal: „Werde ich sie noch am Leben finden oder wird sie schon gestorben sein?"

Bei der Wodanseiche im Walde blieb er stehen. Sein Gewissen sagte ihm, daß er nur durch einen Zufall am Morde verhindert worden, daß er aber in Wirklichkeit eben so schuldig sei, wie Schimmel. Der Aufenthalt in der einsamen Zelle des Gefängnisses wirkte noch nach und er sträubte sich nicht gegen eine solche Erkenntniß. In frühern Zeiten wäre das nicht der Fall gewesen; er würde trotzig sein Haupt erhoben und finstre Blicke um sich geschleudert haben.

Je näher er dem Jagdschlosse kam, desto langsamer wurde sein Schritt, denn er fürchtete das Schlimmste. Zwischen den Gartenhecken begegnete ihm der Meisterknecht, derselbe, welcher gegen ihn gezeugt hatte. Er kam mit gesenktem Kopfe und traurigem Gesichte daher; als er seines Herrn ansichtig wurde, stutzte er und man sah an seinem Zurückfahren, daß er die Rache desselben als eine natürliche Sache voraussetzte.

Leuther ergriff seinen Arm und fragte in einem drängenden Tone: „Johann, wie geht es meiner Frau?“ „Herr,“ antwortete Johann, „sie lebt noch, aber sie soll sehr, sehr krank sein.“

Rasch eilte er jetzt weiter und stürmte in das Schloß. Knechte und Mägde sahen ihn verwundert an; sie hatten nicht geglaubt, ihn jemals frei wieder zu sehen. Keines von ihnen freute sich, denn sie kannten in ihm nur den Tyrannen des Hauses; scheu wichen sie zurück und Einer raunte dem Andern zu: „Ach, er ist wieder da, jetzt fängt die Qual von Neuem an.“

Leuther ging die Treppe hinauf; auf den obern Gängen herrschte eine unheimliche Ruhe. Victor und Anna, die er sonst schon von Weitem hörte, wenn er aus dem Walde nach Hause kam, waren heute stille; kein Lachen, kein Rufen, kein Schrei wurde vernommen. Fieberhaft aufgeregt öffnete er die Thüre zum Krankenzimmer. Ein Blick sagte ihm genug. Rosa lag bleich und abgezehrt auf dem Lager; Dr. Meiners stand mit einem Löffel Medicin vor ihr und suchte sie vergebens zu bereden, davon zu nehmen. „Wozu?“ flüsterte sie; „hast Du nicht selbst gesagt, daß keine Hoffnung mehr ist? Warum sollte ich ein Leben noch verlängern, das mir nur Kummer und Wehe gebracht hat? Für die Kinder willst Du ja sorgen, also kann ich hinübergehen.“

Liese kniete am Fuße des Bettes, neben ihr Victor und Anna; sie beteten leise und mit verweinten Augen für die sterbende Mutter. Bei Leuther's Eintritt schaute Rosa auf. Die niederdrückende Macht auf ihr Gemüth

war so groß, daß sie selbst auf dem Sterbebette noch zusammenzuckte; aber sie schien sich sogleich bewußt zu werden, daß diese Macht gebrochen sei.

„Komm hierher," sagte sie, „und höre meine letzten Worte. Du hast mir viel Herzeleid bereitet, aber ich trage dir keinen Haß nach. Im Angesichte des Todes verzeihe ich dir; aber gedenke, daß diese Worte aus dem Munde einer Sterbenden kommen. Die irdische Gerechtigkeit hat, wie ich sehe, keine Macht über dich gehabt; hüte dich, daß du nicht jenseits mit einem andern Gewichte gewogen werdest. In dieser letzten Stunde beschwöre ich dich, werde ein Anderer, als du gewesen, und besonders beweise dich den Kindern als ein wirklicher Vater! Wärst du im Gefängnisse geblieben, so würde Meiners sie zu sich genommen haben; jetzt kann es nur geschehen, wenn du sie ihm freiwillig überläßt; in allen Fällen aber setze ich ihn zum Wächter."

Leuther war zerknirscht und niedergeschmettert vor ihr Bett hingesunken; aber Rosa verhinderte ihn am Sprechen. „Versprich Nichts," sagte sie, „du möchtest an einer Sterbenden zum Meineidigen werden; aber fasse, wenn du kannst, im Stillen den festen Entschluß, an den Kindern wieder gut zu machen, was du an der Mutter verbrochen hast."

Nach diesen Worten schloß sie die Augen und faltete die Hände. Vor einer Stunde hatte sie die Wegzehrung empfangen und noch war ihr Herz voll von der süßen Hoffnung auf eine baldige Erlösung. Ihr Gebet galt der Umkehr des Gatten und dem Glücke der Kinder. Als sie geendet hatte, hauchte sie: „Victor, Anna!"

Die Kinder erhoben sich von ihren Knieen und kamen an das Bett. „Seid gut und brav," sagte sie, „und vergeßt nimmer, daß aller Reichthum der Welt nicht im Stande ist, euch wirklich und wahrhaft glücklich zu machen; denn das wahre Glück besteht in

Reinheit des Herzens, welche nur durch aufrichtige Frömmigkeit erworben und erhalten wird. Lebt auf ewig wohl!“

Sie küßte noch Beide auf die Lippen, dann schwand ihr Bewußtsein, und wenige Augenblicke später war sie nicht mehr unter den Lebenden.

Leuther lag noch immer auf den Knien vor dem Bette. Sie war gestorben, ohne ein Wort jener Liebe zu ihm zu sprechen, die dem zurückbleibenden Gatten ein Talisman und Geleitsbrief für das ganze Leben bleibt. Das machte einen schmerzlich überwältigenden, einen vernichtenden Eindruck auf ihn. Er mußte sich sagen: „So weit hast du sie durch deine Lieblosigkeit gebracht. Ein Stück nach dem andern hast du von ihrem Herzen gerissen, bis Nichts mehr von demselben übrig blieb als der bodenlose Abgrund des Elendes.“

Endlich stand er auf und schwankte hinaus. Im Hause hielt es ihn nicht, denn aus jedem Winkel tönten ihm ihre Vorwürfe entgegen; jedes Ding erinnerte ihn an irgend einen Act brutaler Gewalt, den er an der Gattin oder den Kindern begangen. Mit glühender Stirne schritt er pfadund ziellos durch den Wald, bis er, weitab von Freiwald und dem Jagdschlosse einen Hügel erreicht hatte, der ein junges Tannicht trug. Dort in der ungestörten Einsamkeit warf er sich auf den Boden. Nachgrübelnd stand ihm das Gefühl seines Unwerthes so lebhaft vor den Augen, daß er sich selbst verachten mußte, und er wiederholte im Angesichte des Himmels das Gelöbniß, welches er schon einmal im Kerker gemacht hatte; aber er fürchtete für sich selber und dachte nach, wie er's wohl beginne. „Rudolph!“ rief es immer in seinem Innern, wenn solche gute Vorsätze über ihn kamen. Zu ihm fühlte er sich hingezogen, ihm glaubte er vertrauen zu können, obschon er ein schlichter Handwerker war. So nahm er sich denn vor, nächstens dem braven Meister den Zustand seiner Seele unumwunden offen zu legen und ihn um seinen Beistand zu bitten.

Siebentes Kapitel.

Ein entsprungener Mörder.

Im Sterbehause herrschte tiefe Trauer, denn es gab Niemanden im Schlosse, der die gute Rosa nicht innig und aufrichtig liebte. Nach der Freiwalder Sitte kamen die Frauen und Mädchen Abends in das Jagdschloß, um die Todtenwache zu halten. Dieselbe Stelle, wo Anselm's Sarg gestanden, war auch für Rosa bestimmt worden. Die Frauen des Dorfes und das Dienstpersonal kamen vor und nach in das Leichenzimmer. Mit gefalteten Händen näherten sie sich dem Sarge und schauten in das wachsbleiche Gesicht, aus dem im Tode noch der Kummer sah. Auch Katharina, Meister Rudolph's Frau, war gekommen; lange stand sie vor Rosa und eine langsam herabrollende Thräne gab Zeugniß von ihrer Trauer und Theilnahme.

„Wie abgemagert sie ist!" flüsterte sie ihrer Nachbarin zu. „Sollte man nicht glauben, daß sie mit Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt habe? Wie gesund und frisch sah sie aus, ehe sie seine Frau geworden! Ich glaube, in Ammelberg war kein zweites Mädchen, was sich mit ihr messen konnte. Aber schon in den ersten Jahren verlor sie ihr fröhliches Wesen, und der Reichthum, den sie erheirathete, war nicht im Stande, ihr zu ersetzen, was sie verloren hatte. Ich bin eine arme Schreinersfrau und habe Tage genug gehabt, wo ich nicht halb satt wurde, aber mit der Rosa hätte

ich nicht getauscht und wenn sie noch zehnmal so reich gewesen wäre."

„Ja, sie hat ein gottserbärmliches Leben geführt," antwortete die Nachbarin; „bei all ihrem Gelde war sie keines Groschens mächtig, und das wäre am Ende noch das Geringste gewesen, aber so einen Mann zu haben und die Kinder eins nach dem andern zu verlieren, bis sie zuletzt selbst aus Kummer zu Grunde ging, das ist mehr als hart."

Katharina sprach sonst nicht leicht etwas Böses von einem Menschen, aber der Leuther war ihr ein Dorn im Auge und sie konnte es ihm nicht verzeihen, daß er nun auch noch aus dem Hause gegangen war. „Weiß Gott, was der Mensch auf dem Gewissen hat," sagte sie. „So mir Nichts, dir Nichts holt man doch keinen Menschen mit Gensd'armen und hält ihn fest. Irgend Etwas muß jedenfalls an der Sache sein, wenn sie ihm auch nicht an den Kopf gekonnt haben. So ein böses Gewissen das stimmt auch recht mit dem Davonlaufen, während die Leiche noch warm ist. Gott sei uns gnädig, was für ein Mensch dieser Leuther ist!"

Aehnlich wie Katharina und die Nachbarin sich unterhielten, sprach man auch in den übrigen Gruppen, welche leise flüsternd umherstanden. Es hätte wohl länger gedauert, aber Liese kam und zündete die Kerzen an, welche die Leiche umgaben. „Nun wollen wir beten," sagte Katharina und besprengte das blasse Gesicht mit dem Weihwasser, welches zu Rosa's Häupten stand.

Alle ließen sich auf die Knie nieder, und Katharina übernahm das Vorbeten; es fiel ihr gewöhnlich zu, wenn eine Leichenwache gehalten wurde. Wie man auch in den großen Städten über einen solchen Brauch richten mag, er bleibt doch immer schön. Was können die Nachbarn dem Gestorbenen noch Anderes thun, als für ihn beten? Die aufgeklärten Leute in den Städten halten es freilich für dumm und überflüssig und sie

finden es passender, die Leiche in ein einsames Zimmer einzuschließen und nur ab und zu einmal nach derselben zu sehen, aber man braucht in der That nicht viel Frömmigkeits- und Schicklichkeitsgefühl zu besitzen, um zu wissen, auf welcher Seite die richtige Art und Weise sich befindet.

Die Frauen beteten mit rechter Inbrunst eine ganze Stunde, dann machten sie Rast, um Kaffee zu genießen und sich so vor Schlaf und Ermüdung zu schützen. Nachher begann wieder das laute Beten, dem nach einer Stunde wieder eine Pause folgte; so ging es die ganze Nacht bis zum hellen Morgen.

Leuther hatte im Walde gesessen bis es dunkel war; als er in das Jagdschloß zurückkehrte, war sein erster Weg in die Schreibstube, aber er hatte keine Ruhe in derselben; es drängte ihn, an die Leiche seiner Frau zu gehen, und doch empfand er auch ein Grauen, welches ihn zurückhielt. Unschlüssig, was er thun solle, schwankte er von einem Entschlusse zum andern, endlich ging er auf das Zimmer zu, wo Rosa lag. Ein leises Gemurmel tönte ihm entgegen. Da er nicht an den Freiwaldschen Gebrauch des Betens dachte, so überlief ihn ein leises Frösteln. Nur schwer konnte er sich entschließen, die Thüre zu öffnen, und als er es endlich that, da stellte sich seinen Augen ein Bild dar, daß ihn wie mit eisernen Händen packte. Die Augen seiner Frau waren nur halb geschlossen und es schien ihm, daß zwei hellleuchtende Strahlen von dem Sarge bis zu der schmalen Oeffnung der Thüre schossen. Wie damals an Anselm's Sarge brannten auch jetzt auf den hohen silbernen Leuchtern die Wachskerzen und beleuchteten die blassen, eingefallenen Wangen und die blutleeren Lippen. Rings um den Sarg knieten die Weiber und sprachen die Wechselgebete, welche bei den Leichenwachen üblich sind.

Instinktmäßig fühlte er, daß sie ihm alle feindlich gesinnt waren; leise zog er deßhalb die Thüre wieder

zu und ging die Treppe hinauf, um nach seinen Kindern zu sehen. Sonst hatte er das niemals gethan, aber die Umkehr in seinem Innern sagte ihm, daß der Vater nun die Pflicht habe, die Mutter zu ersetzen. Konnte er das auch? Hatte er sie sich nicht schon längst entfremdet?

Liese saß an einem runden Tische, beide Kinder auf den Knieen haltend; sie mußten noch kurz vorher geweint haben, die Augen und Wangen waren noch naß. Als sie den Vater eintreten sahen, klammerten sie sich beide fest an das Kindermädchen und versteckten ihre Köpfchen an ihrer Brust.

Das schmerzte ihn so sehr, daß er die Hand auf das Herz drücken mußte; es that ihm um so weher, da er sich ja selbst sagen mußte, daß er sie durch sein rauhes, liebloses Wesen sich entfremdet hatte. „Kinder," flüsterte er, „versteckt euch nicht; ihr sollt es künftig gut haben, ich werde nicht mehr schelten, sondern euch so lieb haben, wie die selige Mutter."

Der traurige Ton berührte die Kinder angenehm. Anna wagte es zuerst, ihr Köpfchen aus dem Verstecke zu erheben. „Vater," fragte sie, „ist Mutter denn wirklich todt, und kommt sie niemals wieder?"

„Sie ist beim lieben Gott und bei Anselm im Himmel," antwortete er, „deßhalb wird sie nicht wiederkommen."

„Aber das könnte sie doch und das Brüderchen mitbringen. Warum sollte sie es nicht thun? Sie hat uns ja Alle so lieb."

„Der liebe Gott hat es einmal so eingerichtet, daß die Todten nicht wiederkommen. Mutter ist im Himmel und da ist es so schön, daß sie nicht wieder auf die Erde verlangt."

„Braucht sie da nicht zu weinen?"

„Nein, mein Kind, im Himmel kennt man keine Traurigkeit, sondern nur immerwährende Freuden."

„Kommen wir denn auch in den Himmel?"

„Ja, Annchen, das heißt, wenn wir so gut und brav sind, wie es die Mutter immer gewesen.“

„O,“ rief jetzt Victor, „dann kommen wir sicher hinein, denn Mutter hat immer gesagt, daß wir gute, brave Kinder seien. Wir haben ihr auch keinen Verdruß gemacht, sondern sie von Herzen geliebt.“

Anna stellte noch manche Frage; plötzlich aber brach sie ab und fragte: „Wann kommt Onkel Meiners, um uns mitzunehmen?“

„Onkel Meiners wird euch nicht mitnehmen,“ entgegnete Leuther. „Ihr sollt bei mir bleiben, und ich sagte schon, daß ich immer gut mit euch sein würde. Ihr habt die Liese ja auch gern, und Liese wird euch wie bisher pflegen und euch schöne Geschichten erzählen. Nicht wahr, Liese, du bleibst ja bei den Kindern? Ich werde deinen Lohn erhöhen!“

Das Mädchen schaute ihn mit einem ungläubigen Staunen an; sie traute ihren Ohren nicht, als sie ihn so sanft sprechen hörte. So lange sie auf dem Jagdschlosse war, hatte sie niemals ein freundliches Wort von ihm vernommen, und jetzt schien er auf einmal wie umgewandelt.

„Ach, lieber Herr,“ sagte sie, „ich will gerne bei den Kindern bleiben; ich könnte mich auch schwer von ihnen trennen, und — und — ich habe auch Ihrer seligen Frau in die Hand versprochen, daß ich sie gut pflegen und anleiten will.“

Anna hüpfte auf des Vaters Schooß und vergaß über seiner Freundlichkeit die Trauer um die Mutter. Sie war so lebhaften Geistes, daß ihre Gedanken alle Augenblicke von einem Gegenstande auf den andern sprangen; dabei hatte sie so poetische, mitunter auch so phantastische Anschauungen, daß sie Dinge fragte, welche der Vater nicht immer gleich beantworten konnte, so daß sie ihn manchmal in Verlegenheit brachte.

„Jetzt geht zu Bette,“ sprach er, „und schlaft gut bis morgen.“ Er drückte beim Weggehen sowohl

Victor als auch Anna einen Kuß auf den Mund. Dieses, sonst bei Eltern so natürliche Zeichen des Wohlwollens und der Liebe setzte Liese abermals in Erstaunen und sie fand den Mann ganz umgewendet.

Leuther ging in sein Schlafgemach. Dort warf er sich in ein Sopha und gab seinen Gedanken Audienz. Wie oft hatte er hier in demselben Gemach seine Frau mit einer eisigen Kälte behandelt, wie oft kein Wort der Liebe und Aufmunterung gehabt, wenn sie in stillem Kummer Thränen vergoß! Ach, wie viel hätte er darum gegeben, wenn er im Stande gewesen wäre, sie wieder in's Leben zurückzurufen. Alles, was er gegen sie gesündigt hatte, würde er wieder gut gemacht und sie auf den Händen getragen haben! aber das war nun zu spät; was er gesät hatte, mußte er auch erndten.

Der Schlaf floh ihn die ganze Nacht; angekleidet saß er in einem Sessel und seufzte unabläßig über sein nutzlos dahingeschwundenes Leben. Am Morgen, als die Frauen und Mädchen das Sterbehaus verließen, schlich er hinab an den Sarg. Die Lichter waren tief herunter gebrannt und beleuchteten die Züge der Gestorbenen noch schärfer. Er sah all die Kummerlinien, wofür er früher kein Verständniß gehabt hatte, und es war ihm, als würden tausend eiserne Spieße durch sein Herz gebohrt. Zerknirscht stand er neben ihr, aber er wagte nicht, ihre welke Hand zu berühren. Es wäre ihm wie eine Entheiligung vorgekommen.

Als die Leiche zum Gottesacker von Freiwald gebracht wurde, ging er mit gesenktem Haupte hinter dem Sarge her; er stand mit am Grabe und wohnte dem Trauergottesdienste bei. Das traurige Gepränge machte einen tiefen Eindruck auf sein zerrissenes Gemüth, und er fragte sich, ob es nicht besser gethan sei, noch am heutigen Tage mit der Vergangenheit zu brechen und Alles über Bord zu werfen, was ihn belastete; aber es schauderte ihn vor diesem Schritte, weil es nicht geschehen konnte, ohne seine ganze sociale Stellung zu

ändern, ohne in das Nichts zurückzusinken, aus dem er einst emporgestiegen war. Hin- und herschwankend zwischen guten Entschlüssen und der Scheu einer schrecklichen Bloßstellung ging der Gottesdienst zu Ende. Er schwankte hinaus, so voll von Gedanken und Gefühlen, daß er die verächtlichen Blicke nicht sah, welche ihm von den Freiwaldern entgegengeschleudert wurden. Es war gut für ihn, denn der Keim der Reue war noch nicht stark genug geworden, daß er diese rauhe Luft ertragen konnte. Vielleicht wäre er den Menschen zum Trotz wieder in seinen starren Selbstdünkel und Eigennutz zurückgesunken.

Zu Hause angekommen ging er zuerst zu seinen Kindern, welche noch immer untröstlich waren, da sie die Mutter fortgetragen hatten. Anna war seit gestern ganz zutraulich gegen ihn geworden; sie kam ungerufen auf seinen Schooß, nannte ihn ihr lieb Väterlein und krauelte ihm in dem verworrenen Barte.

„Herr Gott," flüsterten seine Lippen, „strafe mich für meine Sünden, aber erhalte mir dieses Kind, und," setzte er, über sich selbst erschrocken hinzu, „erhalte mir auch Victor, damit ich an ihnen in etwa sühnen kann, was ich an der Mutter verbrochen."

War er früher schon wie ein Träumender umhergegangen, so war dieses jetzt noch in einem höhern Grade der Fall. Manchmal war er ganz abwesend und hörte nicht einmal die Fragen, welche an ihn gestellt wurden. Außer mit seinen Kindern verkehrte er fast mit Niemanden; nur zu Meister Rudolph fühlte er sich hingezogen; oft kam er in dessen Werkstätte, saß stundenlang schweigend auf einem Schemel und schien mit ernstem Nachdenken beschäftigt. Der Altgeselle Timotheus gönnte ihm kaum den Platz, wo er saß, und wenn er es eben einrichten konnte, suchte er ihn auf irgend eine Weise zu vertreiben. Bald brauchte er ein Stück Holz, welches in seiner Nähe lag und womit er ihn wie zufällig sehr unsanft berührte, bald ließ er

die Gesellen ein lustiges Lied anstimmen, welches zu Leuther's Gemüthszustande wenig paßte, bald spielte er ihm diesen, bald jenen Schabernack. Rudolph mißbilligte das zwar mit Blicken und Worten, aber Timotheus war in diesem Stücke unverbesserlich.

Als die Arbeiten in Freiwald ganz fertig waren und mit zahlreichen Fuhren nach Ammelberg geschafft wurden, dachte der Altgeselle, daß sie seiner nun los seien, aber er hatte sich verrechnet. Jede Woche kam Leuther ein paarmal zur Stadt und suchte den Meister in den Neubauten auf, so daß es diesem mit der Zeit selbst lästig und unerklärlich wurde.

Eines Tages schloß sich ihm Leuther auf dem Heimwege nach Ammelberg an. Er war schweigsam wie gewöhnlich; mitten im Walde aber blieb er stehen und sprach: „Meister, Ihr habt einen schönen Anfang gemacht und könnt es zu Etwas bringen, wenn Ihr so fortfahrt, aber es fehlt Euch an Geld und Ihr seid schwerlich im Stande, noch einmal so einen bedeutenden Auftrag zu übernehmen. Verliert aber darum den Muth nicht; Ihr könnt so viel Holz, als Ihr braucht, bei mir auf Kredit bekommen, und wenn baares Geld nothwendig ist, so kommt nur zu mir, es soll nicht daran fehlen."

Rudolph wußte nicht, was er hörte; der Mann, dessen Wahlspruch es sonst war: Butter bei die Fische! und der keinen Hobelspan weggab, wenn er nicht baar bezahlt wurde, machte ihm jetzt Anträge, die selbst von einem wohlwollenden Geschäftsmanne nicht zu erwarten waren.

„Herr Baron," gab er zur Antwort, „Ihre Freundlichkeit überrascht mich. Sie nehmen mir's nicht übel, wenn ich Ihnen gerade heraus sage, daß ich Sie nicht begreife, weil Sie mich früher eher hätten verhungern lassen. Sie wollen für Ihr Entgegenkommen wahrscheinlich einen Dienst geleistet haben, der sich nicht mit der Ehrlichkeit verträgt."

„Nein, Meister, wahrlich nein; ich verlange gar keinen Dienst dafür. Wenn Ihr Uebels von mir denkt, so muß ich das ertragen, weil meine Vergangenheit einen solchen Verdacht rechtfertigt; aber es ist jetzt nicht mehr so. Seit dem letzten Schlage habe ich einsehen gelernt, daß Geld und Gut zum Glücke des Menschen weniger beitragen, als ich früher immer geglaubt habe, und ich wünsche Manches wieder gut zu machen, was ich durch meine Kälte, Rücksichtslosigkeit und Mangel an Liebe verschuldet habe."

Rudolph ergriff seine Hand, drückte sie kräftig und entgegnete: „Das ist ein guter Entschluß, bleiben Sie bei demselben stehen und es wird Sie sicherlich nicht gereuen. Was Sie an alter Schuld zu zahlen haben, das tilgen Sie sobald als möglich und leben Sie künftig als ein braver Christ, so werden Sie die Ruhe finden, die Sie jetzt vergeblich suchen; aber Ihr Geld kann ich nicht annehmen; ich glaube, es würde mir keinen Segen bringen. An den Bauten in der Stadt verdiene ich ein hübsches Sümmchen und bekomme es baar in die Hand. Damit kann ich mir einen netten Holzvorrath anschaffen und behalte immer noch ein kleines Kapitälchen zu Unternehmungen. Sollte mich das Glück einmal wieder mit einem großen Auftrage begünstigen, so werden sich wohl Mittel zur Ausführung finden."

Leuther seufzte; er hätte es nie für möglich gehalten, daß man ein solches Anerbieten von der Hand weisen würde. „Ich bin ein armer geschlagener Mensch," sagte er. „Könnte ich mit all meinem Gelde meine Rosa wieder in's Leben rufen und als Taglöhner mein Leben fristen, ich würde mich keinen Augenblick bedenken, es zu thun. Ihr könnt Gott nicht genug danken, Meister, daß er Eure Seele rein erhalten hat; ich möchte fast sagen, Ihr könnt ihm nicht genug danken, daß Ihr arm geblieben seid."

Traurig schlug er den Seitenweg ein, der zu seinem Jagdschlosse führte. Als er zu Hause angekommen

war, blieb er lange bei seinen Kindern und es wurde ihm so weich um's Herz, daß Thränen in seine Augen kamen. Später ging er in seine Schreibstube hinab; dort lagen viele Briefe, die beantwortet werden mußten; er begann auch die Arbeit, aber sie machte ihm keine Freude; bald warf er die Feder wieder weg und griff zur Zeitung. Zerstreut las er einige Zeilen; da traf sein Blick auf eine Nachricht aus Ammelberg, welche mit fetterer Schrift gedruckt war. Sie benachrichtigte das Publicum, daß der zum Tode verurtheilte Mörder Schimmel aus dem Gefängnisse entsprungen sei.

„Entsprungen?" murmelte er. „Ich freue mich, daß es so gekommen ist, denn immerhin trage ich an diesem Morde eine Mitschuld, weil auf meine Veranlassung Stakelberg an jenem Abende in den Wald kam. Wenn ich ihm helfen könnte, daß er fort käme, würde er vielleicht ein ordentlicher Mensch."

Nach einer Weile hörte er die Hofthüre sich öffnen und gleich darauf trat ein Mann in der Züchtlingsjacke ein. Es war Schimmel. „Machen Sie keinen Lärm, Herr Baron," sagte er, „denn ich befinde mich in einer verzweifelten Lage und habe die feste Absicht, lieber einen Menschen zu tödten, als mich wieder einfangen zu lassen. Seit einer Stunde schleiche ich hier herum und erwartete einen günstigen Augenblick, um zu Ihnen zu kommen. Ich muß Geld haben, um fortzukommen."

„Sonderbar, daß Du zu mir kommst, Schimmel," entgegnete Leuther; „nach dem, was Du mir gethan, dürftest Du voraussetzen, daß ich wenig geneigt bin, Dir zu helfen."

„Geneigt oder nicht geneigt, Noth bricht Eisen; ich muß das Geld holen, wo es zu finden ist. Sie sind mir von allen Seiten auf den Fersen, da habe ich also keine lange Wahl."

Leuther erhob sich, öffnete seinen Geldschrank und legte ihm eine Rolle mit Goldstücken in die Hand,

indem er sagte: „Nimm, aber mache, daß Du fortkommst; wenn einer von meinen Knechten kommt, so bist Du verloren.“

Der Mensch steckte das Geld hastig zu sich und verschwand. Leuther erhob sich mit dem Gefühle stiller Befriedigung. Er hatte sich zwar durch seine Hülfe eine strafwürdige Handlung zu Schulden kommen lassen, aber er empfand darüber keine Reue und redete sich ein, der verzweifelte Mensch würde ihn niedergestochen haben, wenn er sich geweigert hätte.

Einen wie bittern Beigeschmack auch seine Hülfe hatte, so war es doch eigentlich die erste Handlung seines Lebens, durch welche er eine Wohlthat erwiesen. Rudolph, dem er sich in dieser Weise zuerst genaht, hatte dieselbe nicht angenommen und Schimmel hatte sie gleichsam erzwungen; aber er würde ja auch ohne Zwang gegeben haben, und eben das war es, was in seinem zermarterten Herzen ein Gefühl der Befriedigung aufkommen ließ.

„Morgen,“ sprach er zu sich selber, „will ich zu seiner Frau gehen; das Weib leidet Hunger, ich will sie unterstützen, daß sie nicht, wie ihr Mann, dem Verbrechen anheimfällt.“

Den guten Vorsatz führte er auch aus. Am folgenden Morgen nahm er sein Jagdgewehr auf die Schulter und durchwanderte in einem weiten Bogen den Wald; er wollte nicht direct zu ihr gehen, weil er voraussetzen durfte, daß die Verfolger ihre Hütte und die Wege, welche zu derselben führten, im Auge behalten würden. Er hatte sich auch nicht getäuscht; ein Gensd'arm lag nahe der Hütte im Gesträuch und schaute unverwandt nach der Thüre hin.

Leuther sah ihn zu spät, um wieder umzukehren; er blieb deßhalb auf der Schwelle stehen und rief in die Hütte hinein: „Frau Schimmel, gebt mir einen Trunk Wasser!“

„Der Vogel ist ausgeflogen,“ sagte der Gensd'arm,

„und wer weiß, wann er wiederkommt! Ich glaube, ich thue auch besser, wenn ich mich irgendwo anders auf die Lauer lege.“

Leuther ging auf der andern Seite des Hauses in den Wald hinein; sein Weg führte durch eine Thalschlucht, welche wenig begangen wurde. Am Ende desselben kam Frau Schimmel auf ihn zu. „Ach, wie danke ich Ihnen, daß Sie meinem Manne geholfen haben,“ sagte sie. „Ich habe ihn ein paar Stunden Weges begleitet, und ich hoffe, daß er jetzt schon über die Grenze ist.“

„Sprecht leise,“ sagte Leuther, „und kommt in's Gebüsch; die Gensd'armen durchstreifen den Wald und suchen nach ihm.“

Im Dickicht, wo sie nicht leicht gesehen werden konnten, erzählte sie ihm, daß er sich nach Amerika durchschlagen und dort ein anderes Leben anfangen wolle.

„Was will er dort beginn?“.

„Arbeiten, Herr Baron. Er hat es in meine Hand geschworen, künftig seinen Unterhalt auf die redlichste Weise zu gewinnen und zu sparen. Wenn er genug zusammen hat, will er mich und die Kinder nachkommen lassen, aber das kann noch eine lange Zeit dauern. Von seinem Gelde hat er mir noch ein paar Goldstücke hier gelassen; ich wollte sie nicht nehmen, aber da wurde er ganz böse und sagte, es würde ihm ja keine Ruhe lassen, wenn er auf seiner Flucht denken müsse, daß ich in Noth sei. Sie sehen, Herr Baron, daß er doch noch immer ein guter Mensch ist.“

„Wenn er nicht gewildert hätte, wäre er niemals in der Achtung der Leute gefallen,“ antwortete Leuther, „aber was ich sagen wollte, Frau Schimmel, wenn Ihr ganz genau erfahrt, wo sich Euer Mann niedergelassen und Ihr wollt mit den Kindern zu ihm, so braucht Ihr nicht zu warten, bis er Euch Geld schickt, Ihr könnt es bei mir holen; und auch bis dahin sollt Ihr

keinen Mangel leiden. Wenn Ihr Etwas braucht, so wißt Ihr ja, wo das Jagdschloß liegt."

Frau Schimmel schüttelte ihm dankbar die Hand und sie nahmen Abschied von einander. Leuther war nach dem Tode seiner Frau ganz umgewandelt. So schwer er sich früher vom Gelde trennen konnte, so sehr suchte jetzt nach Gelegenheiten, es los zu werden, aber nicht, als ob er plötzlich ein Verächter des Reichthums geworden, nein, es hatte einen andern Grund; er glaubte, daß Wohlthun das einzige Mittel sei, um die unerträglichen Qualen los zu werden, die ihn Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen ließen.

„Hätte ich es nur alle fort," sprach er zu sich selber, „und könnte von Neuem anfangen, auf redlichem Wege Etwas zu erwerben, ich würde wieder ruhig und froh werden, aber wie davonkommen? So viel ich genommen, muß doch auch zusammenbleiben, daß es erstattet werden kann. Und dieses Erstatten, hu! mir grauft davor. Könnte es so im Stillen geschehen, wie gern, wie gern wollte ich es thun!"

Er schlenderte weiter. Von Zeit zu Zeit lief ein Reh oder ein Hase über den Weg, aber er war so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß er es nicht einmal sah. Die Jagdlust war verschwunden; er hatte überhaupt nur noch wenig Interesse an Allem, was ihn umgab. Seine beiden Kinder, das war die Welt, auf welche er sich beschränkte. Früher, als er noch vom Durste nach Gold beseelt war, hatte er sie kaum angesehen und nur für Anna konnte er zuweilen eine heftige Zuneigung empfinden; jetzt aber, nachdem er durch den Tod Rosa's zum Bewußtsein gekommen, welchen unersetzlichen Schatz er an ihr verloren, wurde die Liebe zu ihnen immer größer und es verging kein Tag, wo er sie nicht hätschelte und liebkoste.

Achtes Kapitel.

Die letzten Engel.

Der arme Leuther, wir dürfen ihn wohl so nennen, weil sein Leben eine fortwährende Qual war, sollte noch schwere Prüfungen erdulden. Liese brachte ihm die Nachricht, daß Victor nicht wohl sei. Er eilte hastig die Treppe hinauf und fand das Kind im Fieber; seine Pulse klopften und sein Gesicht war hochroth. „Trinken, trinken, Liese!“ rief er und griff mit den heißen Händen nach der dargereichten Tasse.

„Um Gottes Willen, was ist mit dem Kinde vorgegangen?“ rief er. „Heute Morgen war er doch noch frisch und gesund.“

„Er klagte auch erst am Mittag,“ antwortete Liese, „und schlimm wurde es erst jetzt, wo ich Sie gerufen habe.“

„Rasch, rasch, Liese, laß den Johann zu Pferde steigen und den Doctor Meiners holen. Er soll das Thier nicht schonen und wenn Meiners nicht da ist, einen oder zwei andere Aerzte mitbringen. Rasch, die Sache eilt!“

Liese flog die Treppe hinab und richtete den ihr gewordenen Auftrag aus. Der Meisterknecht saß im nächsten Augenblicke schon im Sattel, und fort ging es wie die Windsbraut. Bis Meiners kam, wurden dem Vater die Augenblicke zu Stunden. Er trug das fiebernde Kind auf seinen Armen durch das Zimmer und

nahm sich sorgfältig in Acht, daß er keinen schiefen Tritt that. Jedes Geräusch lockte ihn an's Fenster; er seufzte traurig, wenn es nur ein Knecht oder eine Magd war, die auf die Thüre zukamen.

Mehrere Stunden vergingen ihm in tödtlicher Angst; da ertönte Hufschlag. Nun mußte Johann kommen und Nachricht bringen. Wieder ging er an's Fenster; Johann war es nicht, sondern Dr. Meiners selbst, dem der Meisterknecht das Pferd gegeben hatte, damit er rascher zur Hülfe da sei. Dieser schwang sich jetzt aus dem Sattel und eilte die Treppe hinauf.

„Retten Sie mir das Kind, Doctor!" rief ihm Leuther entgegen. „Kein Preis ist mir zu hoch, um sein Leben zu erhalten."

Meiners nahm eine Untersuchung mit dem Kinde vor und machte ein bedenkliches Gesicht. „Vetter," sagte er, „Anna darf nicht im Krankenzimmer bleiben; die Kinder müssen strenge von einander abgesondert werden; denn Victor hat das Scharlachfieber, welches in diesem Jahre überall sehr gefährlich auftritt."

„Nein, nein," sagte Anna, „ich will bei ihm bleiben."

Da nahm der Arzt das Kind auf seinen Schooß, streichelte ihm die Löckchen und lispelte ihm in's Ohr: „Es ist nothwendig, Anna; dein Bruder würde sonst noch viel kränker werden, und das willst du doch sicher nicht haben."

„Wenn es so ist, dann will ich gehen," antwortete das Mädchen und schlich sogleich aus dem Zimmer.

„Mein Gott," jammerte Leuther, „was fange ich nun mit den beiden Kindern an? Anna mag nie ohne Liese sein, und die ist doch am Krankenbette nothwendig."

„Beunruhigen Sie sich nicht," antwortete Meiners; „als Johann mir den Zustand des Kindes beschrieb, da wußte ich schon, daß die Krankheit so schnell nicht vorüberging, und ich habe sogleich eine barmher-

zige Schwester bestellt, welche bald mit dem Wagen ankommen wird."

Leuther schüttelte ihm dankbar die Hand. Dem Doctor gefiel die Aenderung seines Wesens so sehr, daß er ihn hätte umarmen mögen. So hatte er diesen, sonst so steinharten Mann nie gekannt und nimmer geglaubt, daß sich in seiner steinernen Brust so viel Herz finde.

Die barmherzige Schwester kam bald und nahm die Pflege des Kindes in die Hand. Diese Engel der Liebe, welche ihr Leben dem Dienste der leidenden Menschheit opfern, sind in gefährlichen Krankheitsfällen unersetzbar. Kein Laie, und wäre er noch so sehr von Menschenliebe erfüllt, kann sich ihnen im Entferntesten an die Seite stellen. Auf dem blutigen Schlachtfelde, wie in dem engen Raume der Krankenstube setzen sie sich ohne Zögern dem Tod aus; niemals verlassen sie die Fahne, der sie geschworen. Und doch giebt es noch Verblendete, denen ein Schauer durch die Glieder geht, wenn sie die Hülle einer solchen Schwester von Weitem sehen. Auch Leuther hatte ihren Anblick niemals ertragen können, wie ihm ja Alles zuwider war, was mit der Kirche in irgend einer Beziehung stand.

Als er aber ihr stilles Walten sah und bemerkte, daß der kranke Victor gleich Zutrauen zu ihr faßte, da änderte sich seine Ansicht. „Schwester," flüsterte er, „versäumen Sie Nichts bei dem Kinde; wenn es durchkommt, werde ich Ihrem Kloster ein reiches Geschenk zukommen lassen."

„Es bedarf keiner Mahnung," antwortete die Schwester; „die kleinste Vernachlässigung würde eine Verletzung meiner Pflicht sein; unser Orden schreibt uns vor, ohne alle Nebenabsichten zu wirken."

In ihrer milden Stimme lag um deßwillen etwas Abwehrendes, weil er einen solchen Nachdruck auf das in Aussicht gestellte Geschenk gelegt hatte. Sie würdigte ihn keines weiteren Blickes, son-

dern beschäftigte sich in ihrer geräuschlosen Weise nur mit Victor.

Liese und Annchen hatten ein Zimmer bezogen, welches durch seine Lage kaum fürchten ließ, daß der Krankheitsstoff herübergetragen werde; Dr. Meiners aber gab den strengsten Befehl, daß Niemand, welcher im Krankenzimmer verkehre, zu ihnen gehen dürfe, ohne vorher die Kleider zu wechseln; aber trotz all dieser Vorsichtsmaßregeln lag auch Anna schon am dritten Tage darnieder. Doctor Meiners hielt es für das Beste, daß beide Kinder zusammengebracht würden, damit die Schwester im Stande sei, jedes zu pflegen.

Leuther war in Verzweiflung; stundenlag saß er neben den Betten und konnte es nicht fassen, daß ihm auch die letzten Kinder genommen werden sollten. Er machte im Stillen Gelübde, er wollte Wahlfahrten antreten, den Armen Gutes thun, ein ganz anderer Mensch werden, nur sollte ihm Gott die Kinder lassen.

Wer kann die Rathschlüsse des Himmels erforschen, wer die Gründe aufdecken, welche bei Gott maßgebend sind, wenn er auf die Wünsche und Bitten der Menschen nicht hört, sondern sie mit Verlust, Leiden und Unglück schlägt? Alle Gelübde Leuther's halfen nicht; in kurzer Zeit waren Victor und Anna Leichen und lagen zwischen Lichtern und Blumen an derselben Stelle, wo auch die früheren Särge gestanden.

Die weiche Stimmung, welche er so lange mit sich herumgetragen, war hin; er grollte. „Was nutzen mich meine guten Vorsätze," sagte er; „es ist mir nun Alles genommen und ich stehe mit meinem Kummer und Elende allein im Leben. Hätte ich die Kinder behalten, so würde ich mit der Zeit wieder froh und heiter geworden sein; jetzt kann ich es nicht; der Wurm wird immer weiter an meinem Herzen fressen, bis es zu Ende geht. Ich wünsche, es wäre schon so weit. Was nutzt mir ein solches Leben! Wenn ich den Deckel über der Nase habe, dann hören die Qualen auf."

Das Schloß mit seinem stillen Leid wurde ihm ein Gräuel. Alle seine Leute gingen mit verweinten Augen umher, aber Niemand sprach mit ihm; nur Liese holte einige Befehle bei ihm ein. Sie konnte vor Weinen die Worte kaum herausbringen, denn der Tod der beiden Lieblinge war ihr so sehr zu Herzen gegangen.

„Mache Alles, wie es gut ist," gab er dem Mädchen zur Antwort; „ich kann nicht denken, es läuft mir Alles rund."

Als es ihm gar zu unerträglich wurde, stieg er zu Pferde und ritt in den Wald hinaus. Sein großer Hund, Hector, der ihm immer eine rührende Anhänglichkeit bewiesen hatte, lief bellend neben dem Pferde her. Ziellos sprengte er dahin; sein Unmuth wuchs, der alte Groll und Menschenhaß bekam wieder die Oberhand, und wilde Flüche entströmten seinem Munde.

Wenn das Roß aus dem Galopp in Trab fiel, stieß er ihm die Sporen in die Seiten, daß es sich hoch aufbäumte und schäumend über Stock und Stein dahersauste. An der Hütte der Frau Schimmel blieb es stehen, es konnte nicht weiter. Die Frau kam auf die Schwelle und bat ihn, einen Augenblick einzutreten.

Er sprang aus dem Sattel und trat in die niedrige Stube, wo ihn die Frau mit Beileidsbezeigungen empfing. Sie that es auf eine etwas eigenthümliche Art. „Wir müssen ja alle einmal sterben, Herr Baron, der Eine früh, der Andere spät, wie es dem lieben Gott gefällt. Besser jung, als alt; man kann ja nimmer wissen, was aus den Kindern wird, wenn sie groß werden. Sehen Sie meinen Mann; wie viel Noth hat er über sich und mich gebracht! Wäre er früh gestorben, so hätte er sich das Leben nicht verbittert und wäre jetzt ein schöner Engel im Himmel. Darum trauern Sie nicht, Herr Baron; Ihre Kinder sind besser daran, als wir Alle."

Leuther fand in ihrer Anschauungsweise viel Wahres; wenn er an sich selbst dachte, so war es ja keine Frage,

daß ein früher Tod ihm ersprießlich gewesen wäre. „Lassen wir davon schweigen," sagte er, „ich kann sie ja doch nicht zurückrufen. Ihr habt übrigens gut trösten, denn Ihr besitzt Eure Kinder noch."

Nach einer Weile raunte ihm die Frau leise zu: Gestern ist ein Brief von meinem Manne angekommen. Er sitzt in Antwerpen und will dort warten, bis er noch einmal Nachricht von mir erhalten hat. Ich habe sogleich zurückgeschrieben und den Brief nach Ammelberg gebracht. Sie nehmen es doch nicht ungütig auf, Herr Baron, daß ich ihm geschrieben habe, er solle nicht abreisen, bis ich mit den Kindern käme, Sie wollten mir das Geld geben."

Leuther zog seine Brieftasche heraus; sie war mit Kassenscheinen gespickt, von denen er ihr ein Päckchen auf den Tisch zählte. „Das wird nicht allein für Eure Ueberfahrt reichen, sondern auch zum Ankaufe eines kleinen Eigenthums. Macht, daß Ihr sobald wie möglich fort kommt, denn wenn die Behörde zeitig genug erfährt, wo er sich aufhält, könnte es schlimm für ihn werden."

Frau Schimmel fiel ihm zu Füßen und erschöpfte sich in Danksagungen; er aber schob sie von sich ab und stieg wieder zu Pferde. Schon war es Abend geworden, als er sich Freiwald näherte. In den Häusern brannten schon die Lampen. Er hatte die Absicht, den Meister Rudolph aufzusuchen; als er aber langsam an dem Häuschen seines Meisterknechtes vorüberschritt und durch das erleuchtete Fenster die ganze Familie beim Rosenkranze fand, hielt er ein. Johann stand aufrecht an einem Stuhle und betete vor, die Uebrigen knieten. An der Balkendecke hing die Lampe und beleuchtete die betende Gruppe und das Kruzifix an der Wand. Deutlich konnte er jedes Wort des Vorbeters und die Antworten vernehmen. Sie beteten für seine Kinder. Da zog es ihn wie mit magischer Gewalt in das arme Häuschen. Die Stimmen verstummten bei seinem Eintritt. „Betet,

Carl Clasen gez. Druck von G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, die Sühne des Verbrechers.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

betet!" sagte er, indem er sich auf einen Stuhl setzte, den Kopf in die Hand stützte und, von innerer Qual erfüllt, am ganzen Leibe heftig zitterte. Die Anwesenden schauten ihn bange an; es wurde ihnen bei diesem Gesichte unheimlich zu Muthe. Johann aber stellte sich wieder hinter den Stuhl und begann das Gebet von Neuem. Vielleicht klang es deßwegen noch viel herzlicher und inniger, weil sie Alle fühlten, daß auch dem unglücklichen Vater das Gebet noth thue.

Als der Rosenkranz zu Ende war, erhob sich Leuther und stieg wieder zu Pferde. Durch Wald und Feld machte er noch einen Umweg und ziemlich spät kam er in das Jagdschloß zurück. Tiefe Stille herrschte hier; die Bewohner schlichen nur leise von einem Zimmer zum andern, als ob sie fürchteten, den Schlummer der beiden Engel zu stören. Mit hängendem Haupte begab er sich in das Leichenzimmer. Wie damals beteten auch jetzt die Nachbarinnen und Liese lag schluchzend am Boden.

Es war ihm unangenehm, daß er Leute da fand; er hätte gewünscht, mit den geliebten Kindern allein sein zu können. Zu Häupten der beiden Särge stand ein Sessel, darin ließ er sich nieder und starrte die bleichen Kindergesichter lange und unverwandt an. Liese hatte die Häuptlein mit Rosen geziert; Rosen und Bänder zierten auch die weißen Todtenkleider und um die gefalteten Hände war der Rosenkranz gewunden.

„Wie schön sie noch im Tode sind!" flüsterte er. „Ach, ach, so waren sie alle, aber die frühern habe ich nicht beachtet, weil ich kein Herz für sie hatte und nur an den Erwerb von Geld und Gut dachte. Ich hätte so reich an Glück und Liebe sein können und habe mich selbst so arm gemacht, daß mir das Leben keinen Groschen mehr werth ist. Ach, Rosa, welch einen Schatz besaß ich an dir! Aber ich erkannte ihn nicht, sondern trat dich mit Füßen. Du brachtest mir ein so warmes Herz entgegen, es schlug in Liebe und Freudig-

keit und trug einen ganzen Himmel von Glück in sich; aber ich Elender habe dieses gute und edle Herz so lange gepreßt, gedrückt und gequält, bis es zusammenschrumpfte und ausdörrte, bis es nicht mehr athmen konnte. Hätte ich dich geliebt, wie ich sollte, so lebtest du wahrlich noch, und unsere Engel würden freudig um dich herumspringen."

Seufzer auf Seufzer entflohen seiner Brust, Thränen drangen aus seinen Augen und tropften durch die Finger. Er schämte sich dieser Thränen, aber die Weiber freuten sich, daß er nicht gefühllos da saß, wie sie es sonst an ihm gewohnt gewesen waren, daß er seinen Verlust erkannte und ihn beweinte.

Endlich stand er auf und schwankte hinweg, um sich in sein Schlafgemach zu begeben. Der Ritt hatte seinen Körper ermüdet und obschon der aufgeregte Geist sich sträubte, so schlief er doch bald ein. Erquicklich war sein Schlaf nicht; er sah fortwährend offene Gräber vor sich, die all sein Glück und seine Liebe verschlangen. Sein Fuß wanderte über einen Friedhof, rechts und links rollten Schädel an ihm vorüber, weiter standen hohe steinerne Denkmäler; die goldenen Inschriften flammten vor seinen Augen, die Bäume und Sträucher stiegen in raschem Wachsthume von der Erde bis zum Himmel empor; auf ihren Spitzen wiegten sich Engel, bliesen in die weithinhallenden Posaunen und riefen die Gestorbenen auf, vor dem Angesichte des Herrn zu erscheinen. Da fielen rings um ihn her die Grabsteine zusammen und aus den Gräbern stiegen seine Frau und seine Kinder. Sie hoben die Hände zum Himmel und klagten ihn vor dem Throne Gottes an, daß er sie gemordet und in das frühe Grab gestürzt habe. Der Herr aber saß auf einem Flammenthrone, schleuderte vernichtende Blicke auf ihn nieder und rief mit furchtbarer Donnerstimme: „Tritt vor, du Elender, der um todten Metalles willen so viel Jammer über diese Armen gebracht hat. Wahrlich, die Erde, welche dich trägt, sollte ihren

Mund aufthun, um dich zu verschlingen, denn du bist nicht werth, von ihr getragen zu werden! Höre, was ich dir zu künden habe und richte dich darnach, damit nicht ewige Verdammniß dein Theil werde. Siehe, diese da sind dir entrissen worden, damit du so arm und elend werdest, wie du sie gemacht; denn nur durch Noth und bittere Qual konntest du zur Erkenntniß deines Unwerthes und deiner Verworfenheit gelangen. Für dich und dein Seelenheil haben sie sterben müssen; mit ihrem Tode mußten sie dein Leben erkaufen. Trage nun Sorge, daß sie nicht vergebens gestorben sind, oder alle Schrecken der Erde und der Ewigkeit werden vernichtend über dich hereinbrechen."

Rosa und die Kinder, welche den Gräbern entschwebt waren, fielen auf ihre Knie, streckten die Arme gegen den Thron Gottes und flehten für ihn um Gnade. Die Engel und der Sohn des Menschen verschwanden, die Gewächse verloren ihre erstaunliche Höhe, die Gräber schloßen sich wieder und der Himmel nahm eine dunkle Färbung an. Von Minute zu Minute wurden die jagenden Wolken schwärzer, das Meer brauste, die Winde heulten und furchtbare Donnerschläge krachten, so daß man glaubte, die Erde erbebe in ihren Grundfesten und die flackernden Blitze müßten alles Brennbare vernichten.

Da wachte er in Schweiß gebadet auf; mit weit aufgerissenen Augen starrte er um sich und fuhr von seinem Lager in die Höhe. Der Morgen war bereits angebrochen und die Sonne leuchtete in's Gemach. „Mein Gott," sprach er, „welch ein furchtbarer Traum. Doch, nicht Traum, nein, Wahrheit war's, denn was ich sah und hörte, ist nicht eine bloße Phantasie, sondern das Verflossene und das Kommende. Der barmherzige Gott hat mir aus den Wolken seine helfende Hand entgegengestreckt, und wie ich's gesehen habe, so wird er mich vernichten, wenn ich sie nicht ergreife.

O, es war ihm ernst mit dem Wunsche, ein neues und besseres Leben zu beginnen, aber es waren Knoten

zu lösen, an die er sich nicht wagte. Seine schlimme Vergangenheit war lang; das Laster hatte tiefe Wurzeln gefaßt und es kostete Mühe, den Baum der Sünde auszureißen. Es war um so schwieriger, weil sich an die begangenen Sünden eine Reihe von Folgen knüpften, die entweder gar nicht oder doch nur schwer wieder gut gemacht werden konnten. Dennoch war viel für ihn gewonnen, denn der Traum hatte ihm ein Bild gezeigt, welches mit seinen Schrecken nachwirkte und ihn jeden Augenblick daran erinnerte, was ihm bevorstand.

Bis zum Begräbnisse saß er fast ohne Unterbrechung bei den Leichen; als sie auf dem Friedhofe beigesetzt wurden, war seine Haltung so geknickt, daß selbst seine zahlreichen Feinde ihn bemitleideten. Nach der Messe schlug er den Weg zur Wohnung des Pfarrers Ambrosius ein, aber er änderte seinen Entschluß; als er schon den Thürdrücker in der Hand hatte, kehrte er wieder um und begab sich zu Meister Rudolph, der eben vom Leichenbegängnisse zurückgekommen war und nun wieder nach dem Zeichenstifte griff. „Meister," sagte er, „ich werde eine Zeit lang nicht hier sein, ich muß fort, es treibt mich in die Welt. Aber Sie werden während meiner Abwesenheit Holz brauchen. Holen Sie, was Sie bedürfen; die Rechnung kann später regulirt werden. Ich will meinen Verwalter anweisen, daß er keine Schwierigkeiten macht."

„Wohin wollen Sie denn?„ fragte Rudolph etwas verwundert.

„Ich weiß es selbst noch nicht," gab er zur Antwort, „aber hier erdrückt mich die Luft, tödten mich die Erinnerungen. Ihr waret immer offen gegen mich und habt mir manchmal die Wahrheit gesagt, wenn Andere mir scheu aus dem Wege gingen; das schätze ich hoch und werde es nicht vergessen. Ich hatte einmal die Absicht, Euch mein ganzes Herz zu öffnen, weil ich mir Heilung davon versprach, aber ich will erst noch einen andern Weg versuchen; wenn ich auf diesem die

alte Qual nicht abschütteln kann, dann komme ich wieder."

„Hm," sagte Rudolph, „ich bin nur ein schlichter Handwerker und habe gar wenig Gabe, Andern zu rathen, aber ich gebe Ihnen gerne meine Hand darauf, daß Sie auf meinen Beistand zählen können, wenn ich Ihnen in Etwas nützen kann."

Schmerzlich bewegt nahm er Abschied und ging nach dem Jagdschlosse. Hier ließ er den Verwalter in seine Schreibstube kommen und redete ihn an: „Ich habe eine große Reise vor; vielleicht komme ich in einem Jahre, vielleicht in zweien nicht wieder. Sie sind mit den Verhältnissen so genau bekannt, daß ich auch diejenigen Geschäfte in Ihre Hand legen kann, die ich bisher selbst besorgt habe. Verwalten Sie also nicht allein Haus und Hof, sondern auch Wald und Feld, so wie die Kapitalien. Dem Schreiner Rudolph können Sie so viel Holz als er verlangt, auf Credit geben. In allen übrigen Fällen verfahren sie nach bester Ueberlegung. Ich werde Ihnen eine General-Vollmacht schreiben. Setzen Sie sich."

Der Verwalter ließ sich auf einem Stuhle nieder und überlegte hin und her, was seinen Herrn wohl dazu treibe, eine so lange Reise zu machen. Es mußte eine gewaltige Veränderung über ihn gekommen sein, daß er einem Handwerker einen unbeschränkten Credit gab und daß er die ganze Verwaltung vertrauensvoll in seine Hand legte. Er konnte aber nicht herausfinden, was es war und schob es zuletzt auf den Umstand, daß ihm der hiesige Aufenthalt durch den Tod der Kinder verleidet sei.

Leuther hatte unterdessen die Vollmacht vollendet, legte sie in seine Hand und sprach: „Ich möchte ohne Aufsehen abreisen, schweigen Sie also bis morgen stille. Hier ist der Schlüssel vom Geldschranke. Alles Papiergeld nehme ich mit mir; wenn ich mehr bedarf, werde ich mich an meinen Banquier wenden, an den Sie alle Ueberschüsse abliefern wollen."

Nachdem er eine große Summe Geldes zu sich gesteckt hatte, schüttelte er dem Verwalter die Hand, ließ sich ein Pferd vorführen, pfiff seinem Hunde und ritt hinweg.

Am folgenden Morgen rief der Verwalter die Bewohner des Schlosses zusammen und machte ihnen bekannt, was geschehen. Da erheiterten sich die Gesichter; sie freuten sich, daß sie des düstern, unheimlichen Mannes los waren, der ihnen ein Frösteln einjagte, so oft sie ihn sahen. Nur Liese, die in der letzten Zeit so oft Zeuge seines Schmerzes gewesen war und in Folge dessen ihren Groll hatte fahren lassen, nahm ihn in Schutz und meinte, er sei nicht mehr der Alte und er werde hoffentlich geläutert heimkehren.

Die Bauern von Freiwald urtheilten anders; sie meinten, es werde eines Tages noch zum Vorscheine kommen, daß er dennoch an dem Morde betheiligt sei; ein vernünftiger Mann, der ein reines Gewissen habe, brauche nicht von Haus und Hof fort zu laufen, und Leuther würde es sicher nicht gethan haben, wenn nicht ein Haken dazwischen sei. Es gäbe ja keinen zweiten Menschen weit uud breit, der geiziger sei und seine Sache besser zu Rathe halte. Es stimme ganz und gar nicht, daß er jetzt sein Geld auf Reisen wegwerfe und seine Angelegenheit einem Verwalter anvertraue.

Ostermann und Rudolph mochten im Stillen wohl auch noch ihre Zweifel haben, aber sie nahmen ihn in Schutz und sagten, es sei ganz und gar nicht in der Ordnung, daß man einen solchen Verdacht laut ausspreche. Die Gerichte und die Polizei hätten ihre Schuldigkeit gethan und nichts Strafbares an ihm gefunden, das müsse Jedem genügen, der nicht absichtlich darauf ausgehe, die Ehre eines Mannes zu schädigen.

Neuntes Kapitel.

Der Prinz und die Prinzessin.

Leuther's Weg führte zunächst nach Ammelberg. Im Gasthofe gab er sein Pferd ab und begab sich auf das Polizeibureau. Die Beamten waren sehr beschäftigt und für die ersten Augenblicke nahm Niemand Notiz von ihm. Er ließ sich auf die Bank nieder, welche die ganze Länge der einen Wand einnahm und wartete geduldig. Nach einiger Zeit hob einer von den Schreibern den Kopf in die Höhe und fragte nach seinem Begehren.

„Ich komme, um Auskunft über den Verbleib einer gewissen Frau Ulrich zu holen, welche vor etwa dreißig Jahren in Ammelberg wohnte."

„Vor dreißig Jahren?" fragte der Beamte und kratzte sich am Kopfe. „Da bin ich noch nicht auf der Welt gewesen. Das wird ein Suchen geben!"

In einem bis unter die Decke reichenden Schranke waren Abtheilungen angebracht, wovon jede die Register der Einwohner in den verschiedenen Jahrgängen enthielt. Eine Zeit lang suchte er vergebens, dann fand er das richtige Convolut unter dicken Staubhaufen liegen. Er blätterte darin umher und stieß endlich auf den Namen Ulrich. Es waren Mehrere, welche denselben Namen trugen, aber eine Frau oder Wittwe Ulrich fand sich nicht. Auch die Jahrgänge vorher und nachher gaben keinen Aufschluß.

„Sie sind wohl mit dem Namen im Irrthume," sagte der Beamte, „wenn sie in Ammelberg gelebt hätte, müßte sie doch auch im Verzeichnisse stehen."

„Im Irrthume bin ich keines Falls," antwortete Leuther, „denn ich habe die Frau ganz genau gekannt und sehe sie heute so klar vor mir, daß ich ihr Portrait zeichnen könnte, wenn ich ein Maler wäre."

„Vielleicht führte sie keinen selbstständigen Haushalt, sondern lebte in einem Dienstverhältnisse."

„Richtig, daran habe ich nicht gedacht; sie war Kammerfrau in einem gräflichen Hause."

„Das ändert die Sache; sie steht dann im Haushalte ihres Dienstherrn verzeichnet. Wer war das?

„Der Herr Graf von Freitag."

Der Beamte suchte und fand endlich auf der langen Liste des Dienstpersonals auch eine Wittwe Ulrich.

„Hieß sie Laura?"

„Laura Ulrich, ganz richtig."

„Damals schon sechzig Jahre alt?"

„Das kann sein; sie hatte eine Tochter, welche ebenfalls Laura Ulrich hieß."

„Das stimmt, mein Herr; ich finde hier den Vormerk an den Rand gesetzt, daß sie der Graf Freitag aus dem Dienste verstieß. Sie ließ einen Paß nach Basel visiren."

„Nach Basel also!" sprach Leuther mehr zu sich selbst, als zu dem Beamten. „Ich erinnere mich dunkel, daß es damals immer hieß, ihr Mann sei aus Basel."

Er notirte sich den Jahrgang der Uebersiedelung in sein Taschenbuch, drückte dem Beamten ein Stück Geld in die Hand und ging in den Gasthof zurück. „Sie lebt nicht mehr," flüsterte er, „wenigstens ist das wahrscheinlich, denn sie müßte in die Neunzig sein, und ihre Gesundheit war damals so angegriffen, daß ich ihr kein langes Leben mehr zutraute. Die junge Laura war damals schon über die dreißig. Wenn ich das nur

ungeschehen machen könnte, Gott weiß, was ich darum gäbe. Sie ging bei Nacht und Nebel fort, mit Schimpf und Schande bedeckt. Seit der Zeit hat man Nichts von ihr gehört; der Graf hat niemals nach ihr gefragt; man durfte nicht einmal ihren Namen nennen, wenn er nicht fuchswild werden sollte. Die Ulrich ist mein Unglück gewesen und ich fürchte, wenn sie gestorben ist, so hat sie schwere Anklage gegen mich im Himmel erhoben."

Der Morgen dämmerte kaum, so befand sich Leuther auf dem Wege nach Basel. Es war eine weite Reise und er konnte mit den damaligen Verkehrsmitteln vor Ende einer Woche die Schweizerstadt nicht erreichen. Außer einer ziemlich schneckenfüßigen Post gab es eben keine andere Reisegelegenheiten als die eigenen Füße oder ein Pferd. Leuther war in der glücklichen Lage, sich des letztern bedienen zu können und er setzte es außerhalb Ammelberg sogleich in Trab.

Merkwürdig, wie erfrischend die Reise auf den Mann wirkte; aber es war wohl nicht die Reise selbst, sondern die Hoffnung, daß er die Wittwe Ulrich oder ihre Tochter finden werde. Das Roß ging ihm stets zu langsam und zu seinem Verdrusse mußte er oft an einem Wirthshause absteigen und ihm Futter geben, damit es nicht zu Grunde ging. Am Abend das achten Tages erreichte er die Stadt, nach welcher er so sehnsüchtig verlangt hatte. Zum Umfallen müde und steif an allen Gliedern kam er in der Herberge an und schlief am andern Tage bis in den Mittag hinein. Nachdem er seinen von der Reise verdorbenen Anzug durch einen neuen ersetzt hatte, den er in seinem Mantelsacke mit sich führte, ging er auf Entdeckungsreisen aus, aber es wurde ihm nicht so leicht, wie in Ammelberg, denn in Basel hatte vor dreißig Jahren eine ganz andere Art der Polizei-Verwaltung geherrscht.

Von einem Bureau zum andern gehend kam er zu keinem Ziele. In dem einen waren durch Krieg oder

Feuersbrunst die Acten zu Grunde gegangen, in dem andern fand sich keine Wittwe Ulrich vor. Vergebens suchte er nach einem Umstande oder besonderen Eigenschaft in ihrer Persönlichkeit, die ihm dienlich sein konnte, aber es fiel ihm keine andere ein, als daß sie sehr phantastisch war.

Vielleicht konnte ihm das helfen. Er ging zu den einzelnen Pfarrern; die meisten waren noch jung und zu jener Zeit entweder nicht in Basel gewesen oder konnten sich wegen ihrer damaligen Jugend einer solchen Frau nicht erinnern. Trübe gestimmt ging er eines Tages über die schöne Rheinbrücke; mitten auf derselben blieb er stehen und schaute mit traurigen Gedanken in den blauen Strom. Da kam ein alter Herr mit dreieckigem Hute und einem würdigen Priestergesichte des Weges. Seine Schuhe waren kothig und seine Stirne troff von Schweiß.

„Ew. Hochwürden," redete Leuther ihn an, „Sie verzeihen, wenn ich frage, ob Sie in Basel Pfarrer sind."

„War es einmal," antwortete der alte Herr, „aber vor fünfundzwanzig Jahren habe ich meine Stelle geändert und bin auf's Land gezogen, weil da mehr zu bessern war. Es war damals eine verwilderte Heerde aber seit den fünfundzwanzig Jahren habe ich doch einen bessern Sinn hinein gebracht. Nun aber wird's mir sauer und ich möchte wohl, daß jüngere Kräfte die Arbeit anf die Schultern nähmen."

„Ich fürchte unbescheiden zu sein," sprach Leuther, „aber ich halte mich schon seit zwei Wochen in Basel auf, um nach einer gewissen Person zu suchen, die vor dreißig Jahren hierher kam. Vielleicht könnten Sie mir Auskunft geben. Dürfte ich Sie bitten, in meinem Gasthofe, hier gerade gegenüber ein Glas Wein mit mir zu trinken?"

„Mit Vergnügen, mein Herr; ich bin recht müde vom Marschiren; der alte Körper will nicht mehr so frisch mit wie früher. Beim Glase können wir dann auch über die Person sprechen."

Leuther führte ihn über die Straße in seinen Gasthof, oder, wie man damals noch sagte, Herberge und ließ ein paar Flaschen bester Sorte auf sein Zimmer bringen. Der Wein mundete dem müden Herrn und machte ihn noch redseliger, als er von Natur schon war.

„Nun rückt einmal vor, mit dem, was Ihr wollt," sagte er. „Ich kann nur kurze Zeit bei Euch sitzen bleiben, weil ich noch nothwendige Amtsgeschäfte habe."

„Herr Pfarrer," begann Leuther, „ich komme vom Niederrheine, aus Ammelberg, dort lebte früher ein Graf Freitag, der nun längst todt ist. Als seine Gattin und seine Kinder noch lebten, war eine Frau Laura Ulrich in seinen Diensten, die später nach Basel gegangen sein soll, wenigstens sagen die Polizeilisten von Ammelberg so, und ich bin nun gekommen, um zu erforschen, ob sie noch am Leben ist."

„Frau Laura Ulrich," wiederholte der Pfarrer nachsinnend, „Frau Laura Ulrich? Hm, es schwant mir so Etwas, aber ich kann nicht darauf kommen." Mit dem Kopfe hin und herwinkend und die Jahrgänge an den Fingern nachzählend, repetirte er wohl zehnmal: Frau Laura Ulrich.

„Halt," sprach er jetzt. „Ist das nicht die Prinzessin gewesen?"

„Die Prinzessin, Herr Pfarrer? ich verstehe Sie nicht."

„Nun, es war keine wirkliche Prinzessin. Wir Buben nannten sie nur so. Die Sache ist nämlich diese: Als ich noch ein bartloser Student war, hielt sich eine Gräfin hier in Basel auf, welche in Kleidern, Wagen und Pferden einen großen Aufwand machte. Dabei war sie stolz wie ein Puterhan und das trug ihr den Namen ein. Und, Blitz, da fällt mir ein, sie soll ja selber eine Gräfin Freitag gewesen sein! Na, jedenfalls war sie eine reiche uud vornehme Person. Weiter! Auf einmal thut sich auch ein Prinz in Basel auf, der ebenfalls großen Aufwand machte. Der Prinz und die

Prinzessin trafen sich auf Spazierritten und in den Zirkeln der vornehmen Leute. Prinz Ulrich von Lichtenstein nannte er sich. Ja, ja, ich erinnere mich nun ganz genau, denn die ganze Stadt sprach davon. Das Gespaßige kam aber noch: Eines Tages hieß es, der Prinz und die Prinzessin würden Hochzeit machen. Sie thaten's auch, aber es kam ein Aufenthalt hinein, weil die Papiere nicht genau stimmten. Wie das geordnet wurde, weiß ich nicht, aber in der folgenden Woche fand unter großem Gepränge die Hochzeit statt.

„Nach der Hochzeit hieß es, das fürstliche Paar würde nun nach Rußland zum Herrn Papa von Lichtenstein reisen. Wie verhext kam auch in die Reise ein kleiner Aufenthalt, denn es stellte sich heraus, daß der Prinz von Lichtenstein in der guten Stadt Basel fürstliche Schulden aber keine Moneten hatte. Die Gläubiger wollten Geld haben, ehe sie den Prinzen abreisen ließen, und da er ihnen keines geben konnte, so mußte die Frau Prinzessin den Beutel ziehen. Sie that es nach einigem Wiederstreben auch; es soll ihr manchen schönen Diamanten gekostet haben. Darüber gab es harte Worte zwischen dem jungen Ehepaare und es kam zu allerlei Erklärungen, woran der Prinz Lichtenstein aller Wahrscheinlichkeit nach vorher nicht gedacht hatte. Es hieß auf einmal, der Prinz sei Nichts mehr und Nichts weniger als ein Schneidersohn aus Zürich, der schon lang als Graf Prinz und dergleichen die Welt durchziehe und die Leute anschmiere. Wie es heißt, soll die Prinzessin diesen Schneider Ulrich damals ganz unmanierlich durchgeprügelt haben, so daß die ganze Stadt darüber lachte. Sie muß aber doch etwas in seinem Wesen gefunden haben, was sie unwiderstehlich anzog, denn sie behielt ihn bei sich, und das gute Einvernehmen war bald wieder hergestellt. Auch das Kutschiren, Bankettiren, Reiten und Jagen fing bald wieder an. Die Geldstücke schienen keinen Werth zu haben, und die feine Gesellschaft von Basel verschmähte es nicht, am Tische

des Schneiderprinzen zu sitzen und sich seinen Wein und seine Braten wohlschmecken zu lassen. Der Graf Freitag, ihr Bruder, hatte mit der leichtsinnigen Schwester schon lange in gespannten Verhältnissen gelebt und sich von ihr zurückgezogen; ihre Heirath erweiterte den Spalt so sehr, daß er ihr die Freundschaft förmlich kündigte und sie nicht mehr als Schwester anerkannte. Es fand damals eine Auseinandersetzung des Vermögens statt und sie erhielt ihren Theil in baarem Gelde. Das war dem Schneider Ulrich Wasser auf die Mühle. Er schwamm ordentlich im Vergnügen und beging so tolle Streiche, daß die kleinsten Buben auf der Straße ihm Spottworte nachriefen. Seiner Frau aber gefiel das exentrische Wesen, weil sie selbst so war, und da sie nicht zu rechnen verstand, so schmolz der Goldberg, den sie bei einem hiesigen Banquier stehen hatte, allmählig zusammen, aber er blieb immer noch groß genug, ein vornehmes Leben zu führen.

„Auf einmal wollte der Schneiderprinz auf Reisen gehen, und die Prinzessin stimmte ihm bei. Also ging es mit großem Gefolge ab, und die Basler Feinschmecker, die sich so lange gütlich bei ihnen gethan hatten, gaben ihnen das Geleit. Wo sie in der Welt herumgezogen sind, das könnte ich jetzt wahrhaftig nicht mehr sagen, aber das schwebt mir noch im Kopfe, daß von Zeit zu Zeit Nachrichten kamen, aus denen hervorging, daß sie es noch eben so toll trieben, wie früher. Endlich schwiegen auch diese Nachrichten und eine ganze Reihe von Jahren hörte man Nichts mehr von ihnen, bis es auf einmal hieß, der Prinz und die Prinzessin seien wieder in Basel.

„Sie zeigten sich auch gleich am folgenden Tage auf der Promenade und hatten ein kleines Mädchen bei sich. Es hieß Laura, wie die Mutter. Im Nu versammelten sich die Schmarotzer wieder um sie, aber sie blieben nicht lange bei ihnen, denn das Vermögen war in der Fremde geblieben. An das gute Leben ge-

wöhnt, machten sie alle möglichen Anstrengungen, sich Geld zu verschaffen und es gelang ihnen auch, hier und dort einen gutmüthigen Mann zu beschwindeln, aber lange hielt es nicht an, so wurde der Schneiderprinz in den Schuldthurm geworfen und blieb länger als ein Jahr darin. Die Gläubiger ließen ihn endlich, als sie sahen, daß Nichts aus ihm herauszupressen war, wieder los.

„Wie der Mensch damals aussah! Ich vergesse es in meinem Leben nicht. Blaß und hager, den Tod im Gesichte, schlich er durch die Straßen. Wo er an den Thüren seiner früheren Freunde anklopfte, wurde er abgewiesen. Diejenigen, welche seine Güter hatten verschlemmen helfen, warfen ihm seine Verschwendung vor und meinten, daß er sein Unglück selbst verschuldet habe und nun auch büßen müsse. Die Familie mußte aber leben und da blieb ihm Nichts übrig, als wieder zur Nadel zu greifen. Das wurde ihm sauer, denn das Sitzfleisch fehlte ihm und er hatte in den langen Jahren auch noch das Wenige, was er früher konnte, verlernt. —

„Laura's Stolz empörte sich über ihre Erniedrigung und sie schrieb Briefe über Briefe an den Bruder, sie zu unterstützen, aber der sagte ihr gerade heraus, daß sie von ihm keinen Pfifferling zu erwarten habe. Ein paar Jährchen schlugen sie sich mit dem Flickschneidern durch, dann aber legte der Mann den Kopf zur ewigen Ruhe nieder und ließ Frau und Kind in der größten Dürftigkeit zurück.

„Sie nahm ihre Zuflucht zu guten Leuten und wußte auch manches Herz zu rühren. Von den Almosen, die ihr zugewendet würden, konnte sie ein spärliches Leben führen und sie wäre wohl durchgekommen, wenn sie nicht allerlei thörichte Modenarrheiten hätte mitmachen wollen. Trotz ihrer Armuth steckte ihr noch der gräfliche Stolz im Kopfe und sie wollte immer mehr scheinen, als sie war; deßhalb zogen die Wohlthäter

ihre Hände von ihr zurück und wiesen sie auf Arbeit oder die Armenkasse hin. Daß ihr die erstere ein noch größerer Gräuel war, als die letztere, können Sie sich leicht denken. Sie bombardirte also ihren Bruder mit Briefen; der aber hielt den Kopf steif und wollte durchaus Nichts von ihr wissen. Man sagt, er sei einmal im Geheimen in Basel gewesen als der Schneider noch lebte und habe der unsinnigen Verschwendung zugesehen, seitdem sei der letzte Funken von Liebe in seinem Herzen gestorben.

„Schließlich muß sie es aber doch fertig gebracht haben, das Herz der Gräfin, ihrer Schwägerin, für sich zu gewinnen, denn sie reiste mit ihrer Tochter nach dem Niederrheine ab und es hieß, sie diene in dem gräflichen Schlosse als Kammerfrau."

Leuther hatte während der langen Schilderung wie auf glühenden Kohlen gesessen, denn was er hörte, das nutzte ihm wenig; aber er durfte den ehrwürdigen Herrn doch nicht drängen. „Sie haben ganz recht, Herr Pfarrer," sagte er. „Der Graf Freitag wollte sie trotz aller Bitten seiner Gemahlin nicht in sein Haus aufnehmen und er verstand sich erst dazu, als sie sich bereit erklärte, keinen Anspruch auf den Titel einer Gräfin zu machen, sondern als Frau Ulrich bei seiner Gattin Kammerfrauen-Dienste zu verrichten. Die Noth beugte ihren Stolz, sie ging darauf ein und lebte noch im Hause des Bruders, nachdem dessen Frau und Kinder längst gestorben waren. Hierauf soll sie abermals nach Basel gewandert sein."

„Freilich, mein Herr, sie kam wieder hierher und bewohnte ein kleines Dachstübchen in meiner Pfarre. Die Tochter war ein fleißiges Mädchen und hatte Nichts von den Schrullen der Mutter an sich. Vom Morgen bis Abend nähte und strickte sie für andere Leute und schleppte sich und die Mutter kümmerlich durch. Oft ging es freilich knapp genug und es kamen Tage, wo sie Beide Nichts zu beißen hatten,

dann half ich aus, denn ich hatte immer kleine Summen zur Verfügung.

Nach einigen Jahren starb die Mutter im tiefsten Elende und Laura stand ganz allein und schutzlos. Eines Tages kam sie zu mir, hatte ihr kleines Bündelchen geschnürt und sagte, daß sie nach Zürich gehen wolle, um die Verwandten ihres Vaters aufzusuchen; vielleicht fände sich dort ein Unterkommen als Magd. Ich gab ihr noch etwas Reisegeld, ermahnte sie zur Gottesfurcht und entließ sie mit den besten Glückwünschen. Seitdem habe ich Nichts mehr von ihr gehört und hätte fast auch die Prinzessin vergessen. Ja, wenn man alt wird, dann schwinden die Geisteskräfte und es läuft einem oft ganz verworren durcheinander. Nun aber ist meine Zeit abgelaufen. Wenn Sie einmal nach dem nächsten Dorfe kommen, so bitte ich Sie zu Gaste. Leben Sie wohl!“

Der Pfarrer verließ die Herberge. Leuther dachte über die wechselvollen Schicksale der Frau Ulrich nach. Der Fingerzeig, welcher ihm geworden, war nur schwach. Er zeigte auf Zürich hin, das war Alles. Wie sollte er sich da zurechtfinden? Indessen blieb ihm doch nichts Anderes übrig, als an diesem Faden weiter zu gehen. Rasch entschlossen reiste er noch an dem nämlichen Tage ab. Als er im Gasthofe angekommen war, stellte er dem Kellner die Frage, ob es in Zürich keine Familie Ulrich gäbe. Der Kellner war noch ziemlich fremd in der Stadt und der Wirth selbst ein Ausländer; hier also war nichts zu erforschen. Auf dem Polizeibureau wurden ihm eine solche Menge Ulrichs vorgelesen, daß ihm schwindelte. Näheres wußten die Herren aber auch nicht und sie kümmerten sich so wenig um seine Angelegenheit, daß er verdrießlich davonging und auf dem Wege nachdachte, was er nun thun könne, um die richtige Familie Ulrich herauszufinden. Er versuchte es von Haus zu Haus mit einem ganzen Dutzend und das nahm einen Zeitraum von acht Tagen in Anspruch. Da aber

hatte er's satt, so in den Häusern umherzuspüren und den Leuten die Mäuler aufzusperren; er wollte lieber einen Agenten anstellen, und er meinte, daß ein alter Mann, der recht lange in Zürich gelebt habe und noch rührigen Geistes sei, dazu am besten tauge. Er ging also darnach aus, einen solchen Mann zu suchen. Eines Tages, als er auf den benachbarten Höhen umherschlenderte, fand er auf einer Bank einen Mann sitzen, der sein Pfeiflein rauchte und mit innigem Vergnügen in die blauen Wasser des Sees hinabschaute.

Er setzte sich neben ihn und begann ein Gespräch: „Ihr seid wohl ein geborener Züricher?"

„Ei freilich, und habe das Weichbild der Stadt in meinem Leben nicht verlassen. Unsere jungen Leute wollen heutzutage alle in die Fremde und meinen, daheim könne man Nichts lernen. Aber ich sage Ihnen, das ist dummes Zeug, Herr. Ich bin in meinem Leben noch nicht auf dem Rigi oder Pilatus gewesen und darf mich doch rühmen, daß ich ein paar Bergschuhe mache, wie es die jungen Gereisten nicht fertig bringen. Jetzt freilich lassen die Kräfte nach, aber es gab eine Zeit, wo der Meister Ulrich in allen Städten des Schweizerlandes einen guten Namen hatte."

„Ihr Name ist Ulrich?" fragte Leuther überrascht.

„Zu dienen, mein Herr, Meister Ulrich."

„Der Name ist viel verbreitet in Zürich."

„Man könnte die Straßen damit pflastern," antwortete der Meister lächelnd. „Aber was habt Ihr für ein Interesse daran?"

„Das will ich Euch sagen, Meister. Vor langen Jahren muß hier auch ein Schneider Ulrich gewohnt haben, nicht wahr?"

„Einer? Das reicht nicht; ich habe ihrer von Kindesbeinen an mindestens sechs gekannt. Es kommt nun darauf an, welchen Ihr meint."

„Er hatte einen Sohn, der in der Welt herum reiste und sich für einen Prinzen Lichtenstein ausgab."

Der Alte lachte, daß er sich schüttelte, klopfte mit den Händen auf die Kniee und rief: „Ja, das war ein Strolch von einem Kerle, der die ganze Welt an der Nase herumführte. Wenn der Mensch hätte taugen wollen, so würde er ein tüchtiger Mann geworden sein, aber das Schneidern gefiel ihm nicht; überhaupt war ihm jede Arbeit zuwider. Statt auf dem Schneidertische zu sitzen, trieb er seine Allotria, borgte Geld, machte Reisen und trieb den Schwindel in allen Façons. Auf einmal kam die Nachricht nach Zürich, Ulrich sei ein Prinz von Lichtenstein geworden und habe eine Gräfin geheirathet, aber eine wirkliche Gräfin.

„Wir lachten darüber und freuten uns, daß ein Schneider es so weit bringen konnte. Wie die Fama sagt, muß er das Geld seiner Frau bis auf den letzten Rappen durchgebracht haben und im Elend gestorben sein. Auch seine Frau, so sagte man, sei in Basel der Armuth erlegen. Wie viel Wahres daran ist, weiß ich nicht, aber ich erinnere mich ganz genau, daß eines Tages ein Mädchen in Zürich ankam, welches sich Laura Ulrich nannte und im Hause eines Verwandten Aufnahme fand, bis sich ihr ein Dienst bot, den sie zur größten Zufriedenheit ihrer Herrschaft ausfüllte. Ich hielt sie immer im Auge, denn sie war ja die Tochter der Gräfin, und ich dachte: Du willst doch einmal sehen, wie lange sie beim Kochtopf und Kehrbesen aushält. Das gräfliche Blut wird wohl über Kurz oder Lang wieder in Wallung kommen.

„Ich hatte ihr aber Unrecht gethan; so lange ich sie gekannt habe, war sie immer gleich fleißig und bescheiden. Auf Fragen über ihre Herkunft gab sie keine Antwort, ja sie leugnete wohl den Grafenstand ihrer Mutter ganz ab und wollte in keiner Weise daran erinnert sein. Sie war damals schon über die Jahre des Heirathens hinaus, und sie dachte auch wohl nicht daran, daß sie noch einmal einen eigenen Herd haben würde; aber der Mensch denkt und Gott lenkt: Eines

Tages erhielt sie einen Antrag von einem jungen Bierbrauer, einen tüchtigen Menschen, der das Herz und den Kopf auf dem rechten Fleck hatte. Sie sagte nicht nein und so fand bald die Hochzeit statt. Warte mal, wie hieß der Bierbrauer nur wieder. Halt! Richtig: Daniel Soter war sein Name; er hatte die Absicht, sich in Zürich zu etabliren, aber das forderte mehr Geld, als er besaß. Da kamen sie überein, nach Amerika auszuwandern, wo es damals noch sehr an tüchtigen Brauern mangelte. Sie sind auch gegangen, aber ich könnte nicht sagen, wohin, denn sie gaben keine Nachricht von sich. So, mein Herr, nun wissen Sie Alles. Ich darf nicht länger hier bleiben; die Luft wird mir zu scharf."

Der Alte grüßte und ging langsam an den See hinab, wo es bedeutend wärmer war. Leuther rieb sich die Stirne; mit dem Namen Daniel Soter war er auf einen großen Erdtheil hingewiesen, aber er wußte nichts Spezielles; wie war es da möglich nachzuforschen? Mißmuthig ging er in seine Herberge zurück.

Zehntes Kapitel.

Nach Amerika.

Etwa drei Monate später ging in Bremerhafen ein großes Auswandererschiff unter Segel. Die meisten Passagiere waren unbemittelte Leute, die nur eben im Stande gewesen waren, das Ueberfahrtsgeld zu bestreiten. In der ersten Kajüte befanden sich nur wenige Passagiere, unter ihnen Leuther. Meistens bewegte er sich allein auf dem Deck herum; die übrigen Passagiere gingen ihm gerne aus dem Wege, denn wenn er auch nicht mehr ganz so abschreckend und unheimlich aussah, wie früher, so war sein Gesicht doch keineswegs Zutrauen einflößend. Er floh übrigens auch selbst die Gesellschaft und war mit seinen Gedanken am liebsten allein. Sie drehten sich immer nur um den einen Namen Daniel Soter.

Der Kapitän des Schiffes hatte die Reise schon oft gemacht, und die Passagiere sagten, er sei in New-York so bekannt wie in Bremerhafen. Gerade deßhalb suchte Leuther ihn zuweilen auf und erkundigte sich die Kreuz und die Quer nach dem Manne, welchen er suchte. Als es gar zu oft vorkam, sagte der Kapitain: „Ei, wie seid Ihr doch so unverständig! Es ist ja eine reine Unmöglichkeit, jeden Mann in New-York zu kennen, und ob der Soter gerade sich dort niedergelassen hat, ist eine Frage. Vielleicht ist er viele hundert Meilen weiter nach Süden gegangen, wer kann das wissen!“

Das Schiff erreichte endlich die Weltstadt; die

Passagiere verließen dasselbe und wanderten hinter ihren Effecten her in die Straßen, wo sie sich nach verschiedenen Richtungen hin zertheilten. Leuther stand bald allein und staunte die großen Häuser an. Von allen Seiten wurde er angeredet; es gab Tausende von hungrigen Tagedieben, die gerne Etwas verdienen wollten. Er wies sie alle mit mürrischem Gesichte ab und trat in eine große Brauerei, wo er seine Nachforschungen beginnen wollte. Der Eigenthümer war ein Deutscher, aber er konnte den ganzen Tag seiner nicht habhaft werden, weil immer neue Gäste herzuströmten und alle Trinkfäle des großen Hauses füllten.

Wenn er einen Kellner anredete, so hörte ihn dieser nur eine Secunde an und sprang dann wieder hinweg, weil überall mit den Deckeln geklappert wurde. Die Brauerei war zugleich auch ein Logirhaus. Er miethete sich also da ein und war entschlossen, nicht eher weiter zu gehen, bis er sich mit dem Wirthe gründlich besprochen habe. Diese Gelegenheit wurde ihm schon am folgenden Morgen.

Der Wirth hörte ihn geduldig an, schüttelte aber schließlich mit dem Kopfe und meinte, es müsse mit einem wahren Wunder zugehen, wenn er seinen Mann finde; es kämen fast täglich Europäer in großen Schaaren an, aber die wenigsten blieben in New-York, die meisten wanderten weiter und ließen sich als Farmer nieder oder betrieben in den kleinern Städten das Gewerbe, welches sie in der Heimath erlernt.

„Können Sie Etwas aufwenden?“ fragte er. „Wer Geld hat, bringt hier das Unmögliche fertig.“

„An Geld fehlt es mir nicht,“ antwortete Leuther, „und ich gebe es gerne her, um auf die Spur des Soter zu kommen.“

„Es giebt hier Leute, die ein Gewerbe aus solchen Nachforschungen machen,“ sagte der Wirth; „gegen zehn Uhr wird einer von den Gescheidtesten hierherkommen, um sein Frühstück zu nehmen; ich werde ihn zu Ihnen bringen.“

Allmählig kamen schon Gäste und es dauerte nicht lange, so war der Saal gefüllt. Ein Mensch in einem abgeschabten Rocke trat an die Bar und ließ sich Bier und Wurst geben.

Der Wirth sprach mit ihm und deutete mit dem Finger auf Leuther. Der Mann drängte sich durch die Gäste und nahm neben dem Deutschen Platz. „Mein Herr," sagte er, „ich höre, daß Sie fremd hier sind und nach Jemanden suchen."

„Ja," gab er zur Antwort, „ich suche nach einem gewissen Daniel Soter. Getrauen Sie sich, denselben aufzufinden?"

„Es ist mein Geschäft, Herr, und ich glaube, daß es mir so leicht Keiner gleich thut."

„Und was verlangen Sie dafür?"

„Jeden Tag acht Dollar, Herr; aber wenn Fahrten nothwendig sind, Papiere herbeigeschafft oder Bestechungen angewendet werden müssen, so haben Sie solche Ausgaben besonders zu vergüten."

„Hm," sagte Leuther, „acht Dollar ist ein schönes Geld; doch würde ich sie gerne bezahlen, wenn ich eine Garantie hätte, daß Sie auch wirklich in meinem Dienste thätig sind und das Geschäft nicht in die Ewigkeit hinausdehnen."

Josua Kipper lächelte. „Ich kann Ihnen das Mißtrauen kaum übel nehmen," sagte er, „denn die neuen Ankömmlinge werden von gewissenlosen Menschen häufig über's Ohr gehauen; aber Ihr dürft mir vertrauen, Herr. An meinem abgeschabten Rocke können Sie schon sehen, daß ich keine Seide spinne. Uebrigens steht es Ihnen frei, mich überall hin zu begleiten und mich zu entlassen, wenn Ihnen etwas Verdächtiges aufstößt."

Diese Rede gefiel Leuther wohl. „Die ersten Tage kann ich nicht mit Euch gehen," sagte er; „denn ich bin noch von der Reise müde und angegriffen. Später vielleicht."

Josua Kipper notirte sich den Namen und das

Jahr der Ankunft des Gesuchten in sein Taschenbuch und empfahl sich. Wir wollen ihm auf seinen Kreuz- und Querzügen nicht folgen, sondern nur versichern, daß er sich keine Mühe verdrießen ließ, um auf die richtige Spur zu kommen. Wenn es ihm in den ersten acht Tagen nicht gelang, so war es in der That seine Schuld nicht.

In der zweiten Woche, nachdem er es vergebens versucht hatte, auf der Admiralität Etwas zu erfahren, gelangte er durch Bestechung der Beamten zur Einsicht der Schiffslisten aus jenem Jahrgange und er fand unter den Ankommenden verzeichnet: Daniel Soter und Laura Ulrich. Spornstreichs eilte er zu Leuther und hielt ihm die beiden Namen vor.

„Das sind sie!“ rief dieser in freudiger Erregung. „Auf, auf! Laßt uns zu ihnen eilen!“

„Langsam,“ sprach der Agent lächelnd, „unsere Wissenschaft ist noch sehr geringe. Wir haben nur die Ueberzeugung, daß sie in New-York angekommen sind, das ist Alles; aber wo sie geblieben und sich niedergelassen, das ist eine Sache für sich, die ihre Schwierigkeit haben wird. Sehen Sie hier, ich habe mir aus der Liste einen Auszug aller deutschen Passagiere gemacht, die mit ihnen herübergekommen. Ist einer dabei, den Sie kennen?“

Leuther las die Liste durch und schüttelte mit dem Kopfe.

„So werde ich zunächst diese Leute aufsuchen müssen, wenn sie noch in New-York sind. Jedenfalls haben sie sich auf dem Schiffe untereinander kennen lernen und können vielleicht Aufschluß geben, wo der Soter geblieben.“

„Aber wäre es da nicht besser, die Bürgerlisten nachzusehen? Wer sich hier niederläßt wird doch wohl als Bürger eingeschrieben.“

„Allerdings, mein Herr, aber Soter steht nicht darin und ist also wahrscheinlich nicht in New-York geblieben.“

Der geschäftige Josua Kipper begann mit der Liste seinen Rundgang; es war eine Tantalus-Arbeit und brachte ihn doch dem Ziele nicht näher. Nach abermals acht Tagen fand er den letzten der Gesuchten in einer kleinen Matrosenkneipe, die er seit Jahr und Tag hielt, ohne reich zu werden. Kipper ließ sich einen holländisch Genièvre geben und wartete geduldig den Augenblick ab, wo er mit dem Wirthe allein sprechen konnte.

„Erinnern Sie sich noch Ihrer Ueberfahrt?“ fragte er.

„So genau, wie meiner Stiefel, die ich damals trug.“

„Wie, Ihrer Stiefel? Wie ist denn das zu verstehen?“

„Sehr einfach, mein Herr, ich war damals noch ärmer, als jetzt und besaß keine; ich hatte deßhalb von den Mitreisenden viel zu leiden, die sich gerne über mich lustig machten und mir auf die Füße traten, wo sie konnten.“

„War unter den Mitreisenden nicht ein gewisser Daniel Soter?“

„Ja wohl, mein Herr; er war seiner Profession ein Bierbrauer, hatte eine hübsche junge Frau bei sich und gedachte, so wie ich, sein Glück zu machen. Ob es ihm eben so schlecht gelungen, wie mir, das weiß ich nicht.“

„Er blieb nicht in New-York, nicht wahr?“

„Nein, mein Herr, es fand sich keine lohnende Arbeit für ihn, deßhalb reiste er schon nach ein paar Tagen ab.“

„Wissen Sie nicht, wohin?“

„Halt einmal! Gewußt habe ich es, das ist sicher, aber nun fällt es mir nicht mehr ein. Es geht einem so Manches durch den Kopf, daß nicht Alles Platz darin hat. Heute ist es mir überdieß so verduselt unter der Hirnschale, daß ich nicht gut denken kann. Ich meine aber doch, daß ich noch ganz spezielle Nachrichten von ihm hätte. Sie müssen nämlich wissen, daß der Herr Daniel Soter und seine Frau, Laura hieß sie,

glaube ich, immer sehr freundlich gegen mich waren und mir beim Abgange vom Schiffe noch ein hübsches Stück Geld in die Hand drückten. Damit fing ich meinen kleinen Schnapsladen an; ich darf also wohl sagen, daß sie mir auf die Strümpfe und in die Stiefel geholfen haben. Wahrhaftig, ich werde ihnen dankbar bleiben, so lange ich lebe. Still einmal, da fällt mir was ein. Gebt ein paar Minuten auf meinen Laden acht, ich komme sogleich wieder."

Der Mann eilte die Treppe hinauf, und Josua Kipper stand zwischen den Flaschen und Gläsern und wachte, daß kein durstiger Matrose sich darüber hermachte.

Der Ladenbesitzer oder besser gesagt der Schenkwirth kam bald zurück und hielt ein mit Briefen gefülltes Kästchen in der Hand; den einen Brief nach dem andern auf die Bar werfend, murmelte er jedesmal: „Das ist er nicht, und das ist er auch nicht."

Endlich hatte er den tiefsten Boden erreicht, und es kam ein Brief zum Vorschein, der, seinem Aeußern nach zu schließen, schon sehr alt sein mußte. „Da haben wir ihn!" rief er. „Ich will Euch gleich vorlesen, was d'rin steht: „Lieber Müller, ich bin mit meiner Frau so eben an einem Platze angekommen, wo ich mich niederlassen und bleiben will, in Milfort. Hier leben viele Deutsche, welche nach einem guten Bier verlangen. Mein Kapitälchen reicht eben hin, ein kleines Grundstück zu erwerben und die nothwendigen Gebäulichkeiten darauf zu setzen. Hoffentlich geht es Dir gut. Sollte die Noth an den Mann gehen, so findest Du ein Unterkommen in Milfort bei Deinem Freunde Daniel Soter."

„So, mein Herr, nun haben Sie genaue Auskunft. Was wollen Sie denn dem Soter? Hat er vielleicht in der Schweiz eine reiche Erbschaft gethan?"

„Das glaube ich nicht, Herr Müller." Es ist ein deutscher Herr in New-York angekommen, der ihn wie eine Stecknadel sucht. Ich handle nur in seinem Auftrage. Nehmt meinen Dank für Eure freundliche Hülfe."

„Schnick schnack! Wollt Ihr dankbar sein, so sprecht zuweilen vor und trinkt einen Cognac. Wenn es Alle thäten, denen ich in meinem Leben schon einen Dienst geleistet habe, so wäre ich ein reicher Mann. Good by!“ „Good by!“ sagte auch Josua Kipper und eilte, was er eilen konnte, um dem Leuther die gute Nachricht zu bringen. Der aber war nicht zu Hause; da ihm Kipper's Nachforschungen zu langsam von Statten gingen, so hatte er sich selbst auf den Weg begeben, aber schon in den ersten zwei Stunden die Erfahrung gemacht, daß er sich in ein Labyrinth wagte, aus dem er keinen Ausgang fand.

Mißmuthig kam er am Abend nach Hause. Da flog ihm Kipper entgegen und rief schon von Weitem: „Gefunden, gefunden, Herr Leuther; unser Mann ist in Milfort, wo er eine Brauerei angelegt hat!“

Dem Leuther war es, als fiele ihm ein schwerer Stein vom Herzen. „Wirklich und wahrhaftig?“ fragte er. „Aber wo liegt denn dieses Milfort und wie kommt man dahin?“

„Das will ich Euch schon klar machen,“ sagte Kipper, nahm eine Karte von der Wand der Wirthsstube und fuhr mit einer Feder von New-York aus den Landstraßen nach, bis er an das Städtchen Milfort gekommen war.

„Ein langer Weg,“ sagte er, „und dazu noch ein herzlich schlechter, auf dem weder eine Post geht, noch ein Wagen gebraucht werden kann. Ich rathe Euch, ein Pferd zu kaufen; das ist jedenfalls die gescheidtste Art, am schnellsten und bequemsten hinzukommen.“

„Gut, gut, aber wo bekomme ich nun gleich ein Pferd?“

„Wir wollen einmal mit dem Wirthe sprechen; der hat gewöhnlich ein paar Thiere zum Verkaufe, weil sie oft gefordert werden.“

Richtig, der Wirth hatte einen starken und schnellfüßigen Rappen, den er für schweres Geld ablassen wollte.

Der Handel war bald geschlossen, denn Leuther hatte es viel zu eilig, um zu feilschen. Eine Stunde später saß er schon auf dem Rücken des Thieres und trabte von dannen.

Von der Reise ist nicht viel zu berichten; die Straße führte bald durch angebaute Felder, bald durch dichten Urwald und weitgedehnte Wiesen. Ein Tag um den andern verging in gleicher Einförmigkeit. Endlich hatte er Milfort erreicht. Gleich am ersten Gasthofe stieg er ab, nahm eine Mahlzeit, kleidete sich um und fragte nach der Brauerei des Daniel Soter.

„Brauerei?“ fragte der Wirth verwundert. „In Milfort giebt es keine Brauerei. Wir lassen das Bier aus dem nächsten Städtchen kommen, aber ich höre, daß vor Kurzem ein Deutscher hier angekommen ist, der eine alte verfallene, ehemalige Brauerei wieder aufbauen will. Ich glaube, daß der Mann gute Geschäfte machen wird, wenn er einen tüchtigen Brauer hat, denn er selbst soll Nichts davon verstehen.“

Leuther war durch diese Antwort vollständig niedergedonnert. Mit Sicherheit hatte er darauf gerechnet, den Gesuchten in Milfort zu finden. Die weite Reise und ihre Beschwerden waren also abermals vergebens. Fast hätte er verzweifeln mögen, aber er schöpfte wieder einigen Muth, als er hörte, daß der Besitzer des Gasthofes erst seit kurzer Zeit in Milfort wohnte und also mit den örtlichen Verhältnissen noch nicht so genau bekannt sein konnte. Heute war es schon zu spät, um weitere Nachforschungen anzustellen, aber morgen wollte er keine Stunde verlieren, um endlich in's Reine zu kommen. Die Gelegenheit wurde ihm aber noch früher.

Während er beim Abendessen saß, kamen die Stammgäste des Hauses. Es waren meistens Deutsche, welche sich in ihrer gewöhnlichen Art, wie sie es zu Hause gewohnt gewesen waren, gehen ließen, ihren heimischen Dialect sprachen, hin und wieder ein Wort Englisch dazwischen mengten und tüchtig Bier dabei

vertilgten. Die Gegenstände der Unterhaltung drehten sich lange um die bevorstehenden Wahlen. Jeder hatte seine Ansicht und vertheidigte sie mit einer wahren Heldenhaftigkeit, so daß man alle Augenblicke glaubte, sie würden sich in die Haare fahren oder die Fäuste gebrauchen, aber wenn man den höllischen Lärm abrechnete, so ging es doch ziemlich harmlos zu und schließlich stellte es sich heraus, daß sie im Grunde Alle nur eine und dasselbe wollten.

Als die Politik zu Ende war, kam auch die Rede auf die neue Brauerei. Der Eine meinte, sie könne unmöglich gedeihen, da der Besitzer Nichts von der Sache verstehe; der Andere behauptete, daß es sein Brauer dafür desto besser kenne und prophezeite, daß kein fremdes Bier mehr nach Milfort kommen werde.

„Ei was," rief ein Dritter, „kein Mensch kann Etwas dafür oder dagegen sagen; in unserm neuen Vaterlande geht Alles rasch. Heute macht der Brauer Geschäfte, daß eine Freude ist; morgen setzt sich ihm ein Anderer auf die Nase und dann geht's den Krebsgang. Wir haben geglaubt, der letzte müsse ein Millionär werden, und doch hat er für alle seine Mühe keine zehntausend Dollar gehabt."

„Wer war denn der letzte?" fragte Leuther.

„Nun, wer denn anders als der Daniel Soter," gab ein dicker Fleischer aus Schwaben zur Antwort und betonte es so, als ob es sich von selbst verstände, daß Jeder ihn so genau kennen müsse, wie er.

„Dürfte ich die Herren fragen, wo der Soter geblieben?"

„Ei, warum nicht?" antwortete der Schwabe. „Er ist vor etwa zehn Jahren gestorben."

„Und seine Frau?"

„Hat ihm nicht lange nachgelebt."

„Hat er keine Kinder hinterlassen?"

„Ob auch! Wenn ich nicht irre, waren ihrer neun, lauter Mädchen."

„Und die sind wohl in Milfort geblieben?"

„Nein, mein Herr, kein einziges. Als der Daniel starb, wollten sie im Anfange die Wirthschaft noch fortsetzen, aber das ging nicht, weil keine Manneshand darunter war. Sie machten allerhand Pläne, aber keiner wollte glücken. Da kamen sie auf den Einfall, nach Europa zu gehen, woher ihre Eltern gekommen waren. Jedermann rieth ihnen ab und sagte, das sei ja die verkehrte Welt. Half Nichts; sie hatten sich's einmal in den Kopf gesetzt und führten's auch aus. Ich weiß noch gut, wie sie mit Thränen in den Augen Abschied von uns nahmen. Ich habe sie noch bis New-York begleitet, weil ich ihnen die Brauerei abgekauft hatte, um ein Schlachthaus daraus zu machen. War auch eine verfehlte Speculation und hat mir nur Schaden gebracht. Mit dem Schlachthaus wurde es Nichts; erst vor ein paar Wochen habe ich es an einen neu eingewanderten Deutschen verkauft, dem ich viel Glück damit wünsche."

„Und von den Mädchen haben Sie nichts mehr gehört?" fragte Leuther.

„Doch, mein Herr, ich habe ganz bestimmte Nachricht erhalten, daß sie sich in der Gegend des Niederrheines angesiedelt haben; aber wo, das ist mir entfallen, und wer es mir gesagt hat, das weiß ich auch nicht mehr."

„Wenn ich das erfahren könnte," sagte Leuther, „ich gäbe Etwas darum."

„Was für ein Interesse haben Sie denn an den neun Musen?"

„Ich habe ihnen eine Nachricht mitzutheilen, die sie sehr erfreuen wird, und Sie würden sich um die Kinder verdient machen, wenn Sie sich auf den Ort ihrer Niederlassung besinnen könnten."

Der Fleischer dachte vergebens hin und her; auch die andern Stammgäste, konnten ihrem Gedächtnisse Nichts abgewinnen, was ihn auf die Spur brachte. Als

alles Denken vergeblich war, schrieb er sich die Namen auf. Sie hießen der Reihe nach Laura, Georgine, Albertine, Ferdinande, Ellen, Anna, Katharine, Jacobe und Monica.

Er ging zu Bette, konnte aber nicht schlafen. „Mein Gott," seufzte er, „ich pilgere wie der ewige Jude durch die Welt und gelange nie zu meinem Ziele. Es ist wohl von Gott so bestimmt. Wie ich meine Rosa umhergetrieben und sie gequält habe, daß sie nicht Rast noch Ruhe fand, so soll es auch mir geschehen. Unaufhörlich folge ich einer schwachen Spur und wenn ich glaube, am Ziele zu sein, so wird es mir plötzlich in die weite Ferne entrückt. Was bleibt mir nun anders übrig, als wieder über den Ocean zurückzukehren und dort meine Forschungen von Neuem zu beginnen? Oder soll ich meine Bemühungen aufgeben und wieder nach Freiwald zurückkehren? Nein, nein, es darf nicht geschehen; ich muß sühnen und gut machen, sonst kommt die Verzweiflung."

Seine Gedanken schweiften jetzt zum Niederrheine, in seine Heimath; er besann sich hin und her, ob es denn irgendwo neun Schwestern gebe. Ihm deuchte, eine solche Erscheinung sei eine so seltene, daß man überall davon sprechen müsse; aber er konnte sich nicht besinnen, je davon gehört zu haben. Freilich, er hatte sich ja immer gegen die Menschen abgeschlossen und nur mit denen verkehrt, welche von ihm kauften, und auch mit diesen war er so kurz gewesen, daß kein überflüssiges Wort gesprochen wurde. Wie konnte er da mit solchen Dingen bekannt sein. Wiederum gab er sich an's Nachdenken und schlief endlich darüber ein.

In Milfort hatte er Nichts mehr zu suchen; es war also natürlich, daß er am folgenden Tage an die Heimkehr dachte. Wohl hätte er gerne noch ein Stück vom südlichen Amerika gesehen, aber er wußte im Voraus, daß er keine Ruhe haben würde, so lange er von dem Verbleib der Schwestern Nichts wußte. Er begnügte

sich also damit, die Stadt flüchtig zu durchwandern.

Auf dieser Wanderung kam er auch an einem Gebäude vorüber, an welchem Maurer beschäftigt waren, die Wände auszubessern. Er hatte nicht acht darauf, sondern ging arglos vorüber. An der Ecke des Gebäudes war eine Frau beschäftigt, Steine in die Höhe zu reichen. Als sie Leuther sah, stutzte sie einen Augenblick, dann warf sie die Steine weg und rief so laut sie konnte: „Herr Baron, Herr Baron!“

An diesen Titel war er in Europa gewöhnt, denn jeder Mann, der ihm Etwas schuldete oder ihn fürchtete, redete ihn mit diesem Namen an; aber in Amerika kannte ihn ja Niemand, er konnte also nicht gemeint sein.

Das Weib aber stürzte hinter ihm her und zupfte ihm an den Rockschößen. Er wandte sich um, schaute sie an und rief: „Mein Gott, Frau Schimmel, seid Ihr es wirklich?“

„Ja wohl, Herr Baron, ich bin es wirklich, und da ist auch mein Mann.“

Schimmel war mit Mauern beschäftigt gewesen. Ueber und über mit Lehm und Staub bedeckt kam er jetzt herbei, lüpfte die Mütze und sprach verlegen: „Herr Baron, ich hätte niemals erwartet, Sie in Milfort zu sehen. Ich denke, Sie werden mir die ungestüme Art, wie ich damals mein Reisegeld forderte, verzeihen. Die Noth ging an den Mann und da kann man in den Mitteln nicht wählerisch sein.“

„Wenn ich nicht gern gegeben hätte,“ antwortete Leuther, „so würde ich mich mit Gewalt nicht haben drängen lassen; denn Sie wissen wohl, daß ich im Stande bin, meinen Mann zu stehen; übrigens habe ich es ja auch später bewiesen.“

„Das ist wahr,“ fiel ihm Frau Schimmel in die Rede; „ich glaube, wir wären niemals nach Amerika gekommen, wenn Sie uns nicht geholfen hätten. Mei-

nen Mann traf ich noch in Antwerpen, wo er sich versteckt hielt. Es traf sich just, daß noch an demselben Tage ein Schiff abging und so kamen wir nach New-York und von da nach Milfort. Auf dem Wege trafen wir mit einem Bierbrauer zusammen, der ebenfalls herübergekommen ist, um sein Glück zu machen. Da er aber keinen Groschen im Vermögen hatte, so schloß er sich uns an, und wir haben vor einigen Tagen die alte Brauerei gekauft. Ich hoffe, Gott wird mit uns sein und meinem Manne verzeihen, was er drüben gesündigt hat."

„Ich hoffe es ebenfalls," nahm Schimmel das Wort; „aber es wird noch Zeit kosten, bis es verwunden ist, denn es brennt auf der Seele und läßt einem Tag und Nacht keine Ruhe."

Auch die Kinder kamen herbei und schüttelten ihrem Wohlthäter die Hand; Alle waren vom lebhaftesten Danke gegen ihn erfüllt. Er nahm Schimmel und seine Frau auf die Seite, sagte ihnen, daß er nach Amerika gekommen sei, um den Soter oder seine Nachkommen zu suchen und fragte, ob sie vielleicht müßten, wo sie zu finden seien. Sie konnten ihm aber keine Auskunft geben; nur den Namen und die neun Töchter hatten sie nennen hören, sonst wußten sie Nichts.

Nachdem er sich in Milfort und der Nachbarschaft ein wenig umgesehen und sich von dem dortigen Farmerleben ein Bild gemacht hatte, kehrte er wieder nach New-York zurück. Josua Kipper mußte noch einmal seine Fühlhörner nach allen Seiten ausstrecken; als kein Resultat erzielt wurde, bedachte er sich nicht länger, sondern kehrte nach Europa zurück.

Eilftes Kapitel.

Am Stricke.

Durch seinen Fleiß, seine Sparsamkeit und seine Unternehmungslust hatte sich Meister Rudolph in den Wohlstand hineingearbeitet und hielt nun beständig zwei Werkstätten, die eine in Ammelberg, die andere in Freiwald. An letzterem Orte wirkte der Altgeselle Timotheus mit unverwüstlicher Treue, so daß Rudolph sagte, er glaube nicht, daß es noch einen zweiten Menschen von solcher Vortrefflichkeit gäbe.

Seine liebe Katharina hielt das Hauswesen musterhaft in Ordnung, sang und lachte den ganzen Tag und sagte dasselbe von ihrem Mann, was dieser von Timotheus sagte. Durch ihren gestiegenen Wohlstand war es ihr möglich geworden, das Häuschen so hübsch heraus zu staffiren, daß man glaubte, bei einem reichen Bürger von Ammelberg zu sein. Sie war aber auch nicht wenig stolz darauf, wenn die Leute sagten: „Wie hübsch es bei Euch ist, Katharina," und wenn sie jedes Ding anfühlten und bewunderten.

Rudolph hielt sich den Tag über meistens in der Stadt auf; Abends war er immer zu Hause, und dann kam regelmäßig Herr Ostermann herüber und spielte mit dem Meister eine Parthie Schach. Katharina behauptete, es sei das dümmste Spiel, welches jemals erfunden worden, weil man dabei weder plaudern noch noch singen könne. Die Männer machten sich aus

ihren Stichelreden nicht viel. Wenn sie aber ein zweites Spiel begangen, dann machte sie kurzen Prozeß, warf die Figuren durcheinander und forderte kurz weg, daß sie auch der Frau ein halbes Stündchen widmen sollten. Dann wurde von diesem und jenem geplaudert; hauptsächlich war es Leuther, um den sich die Unterhaltung drehte. Zwei Jahre waren nun vergangen und er hatte noch kein Sterbenswörtchen von sich hören lassen. Wenn man den Verwalter fragte, so zuckte dieser die Schultern, er wußte selbst Nichts. Natürlich bildeten sich allerlei Muthmaßungen; diejenigen, welche früher die Behauptung aufgestellt hatten, er sei der Verfolgung aus dem Wege gegangen, sahen ein, daß sie Unrecht hatten, denn von Schimmel war ein Schreiben eingelaufen, worin er seine Anschuldigung zurücknahm. Was aber konnte ihn nur bewegen, so lange von Haus und Hof zu bleiben? Darüber wußte Niemand eine rechte Antwort zu geben. Meister Rudolph war der Einzige, welcher die richtige Ansicht hatte; er meinte, daß ihn sein ruheloses Gewissen fortgetrieben habe, aber diese Meinung hielt er still für sich. Daß Leuther außerdem noch einen ganz bestimmten Zweck verfolgte, davon hatte auch er keine Ahnung.

In die Einförmigkeit des Schreinerhäuschens war seit einiger Zeit mehr Leben gekommen. Katharina hatte von ihrer lieben Freundin Jacobe Besuch erhalten. Kurz vor ihrer Heirath hatten sie bei derselben Herrschaft in einem entfernten Städtchen gedient und sich lieb gewonnen. Einer andauernden Unpäßlichkeit wegen hatte sie den Dienst verlassen müssen und wollte sich nun bei Katharina erholen, ehe sie eine neue Stelle suchte. Die beiden Freundinnen besorgten die Wirthschaft zusammen und ließen die Männer Schach spielen. Sie hatten sich ja so viel zu erzählen, daß sie die Unterhaltung derselben gar nicht brauchten.

Leuther hatte unterdessen wieder europäischen Boden betreten und ging am Niederrhein von Dorf zu Dorf,

um die neun Schwestern aufzufinden. Wo er auf einen der in seinem Taschenbuche aufgeschriebenen Namen stieß, da forschte er gleich nach, aber leider stets ohne Erfolg. Er wanderte in allen Polizei-Bureaus umher und ließ sich Tag und Nacht keine Ruhe; doch all sein Suchen war eitel. Jetzt kam er auf den Gedanken, die Mädchen in öffentlichen Blättern aufzufordern, sich bei ihm zu melden, da er ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen habe; es half eben so wenig.

Am Gelingen verzweifelnd, pilgerte er der Heimath zu. In später Nachtstunde kam er an dem Jagdschlosse an. Die Bewohner lagen in tiefster Ruhe, an keinem der vielen Fenster zeigte sich ein Licht.

Auf die Stunde der Wiederkehr hatte er sich so lange gefreut, jetzt aber zögerte er, die Leute zu wecken, denn mit einemmale stand all das Leid vor seiner Seele, welches er in diesem Hause angestiftet hatte. Seine Frau, seine Kinder schienen ihm auf der Schwelle zu stehen und mit abweisenden Händen den Eingang zu wehren. Er setzte sich auf einen Stein, rieb die Stirne und gab sich Mühe, die Gebilde seiner Phantasie zu verscheuchen; aber alles Wehren half Nichts; je länger er saß, desto mehr wurden der Gestalten. Da erhob er sich und floh von dannen. Wohin er gehen mochte, die Geister folgten ihm; sie trieben ihn an die Mordstelle und unter die Wodanseiche und nahmen die schreckhaftesten Geberden an.

„Hier kann ich nicht bleiben; ich muß unter die Menschen," stöhnte er und lenkte seinen Schritt dem Dorfe zu. Auch hier herrschte die tiefste Ruhe. Langsamen Schrittes ging er durch die lange Straße. Da lag das Kirchlein mit dem Friedhofe vor ihm. Er hätte fliehen mögen und doch zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zu den Gräbern. Der Mond beleuchtete die Kreuze und kleinen Monumente. Nahe an der Mauer erhob sich ein größeres; es war das seiner Gattin, worunter auch seine Kinder schlummerten. „Bete,

bete!“ tönte es in seiner Brust, und er sank an dem hochragenden Steine auf die Knie; aber er betete nicht; die Angst und Unruhe seines Herzens ließ es nicht zu, und sie wurde noch immer größer und größer. Es war ihm, als bewege sich der Stein, als langten hagere Knochenhände heraus, um ihn zu fassen. Der Schweiß lief ihm in dicken Tropfen am Gesichte hernieder; er wollte aufstehen und dem Spuk entlaufen, aber er konnte es nicht. Endlich umflorte seine Sinne eine Ohnmacht.

Als er wieder zu sich kam, wankte er mit Grauen und Entsetzen rückwärts von dannen. Am Hause des Schreiners wollte er klopfen, aber er zog die Hand wieder zurück, indem er murmelte: „Nein, nein, so darf er mich nicht sehen; ich muß warten, bis ich ruhiger geworden bin. Morgen am hellen Tage will ich zu ihm gehen. Doch, was nutzt auch das? Er kann mir nicht helfen, weil er ehrlich und brav ist und kein Verständniß für meine furchtbaren Seelenqualen hat. Kein Mensch kann mir helfen. Ich bin für Zeit und Ewigkeit verloren.“

Wieder wankte er dem Walde zu und vertiefte sich weiter hinein, bis er vor Müdigkeit hinfiel und einschlief. In der Dämmerung des folgenden Morgens erwachte er und gewahrte zu seinem Schrecken, daß er sich unter der Wodanseiche niedergelassen hatte. Hastig schnellte er empor und lief davon.

An einer Stelle, wo er das Kirchlein von Freiwald erblicken konnte, blieb er stehen. Die Frühglocken ertönten und kündigten den Pfarrgenossen den Sonntag an.

„Sonntag,“ lispelte er. „Bald werden die Kirchgänger kommen und ihre Seelen vor dem Herrn ausschütten. Ach, wie sind sie alle so glücklich! Ich allein wandere, mit Fluch beladen, wie ein Geächteter umher. Niemals finde ich Rast und Ruhe! Ewig würgen meine Sünden in meinem Herzen fort und da ich nicht gut machen kann, was ich verschuldet, so wird es so fort-

dauern, bis mich das Elend aufgerieben hat. Und dann? Ach, auch dann wird es nicht enden!“

Sein Blick traf auf den Ast eines Baumes, der quer über seinem Haupte hing. Ein Gedanke, der ihm in der letzten Zeit oft gekommen war, blitzte wieder durch seine Seele. „Fort mit diesem erbämlichen Leben!“ sprach er mit heiserer Stimme, griff in die Tasche und nahm einen Strick heraus. Ein leises Zittern ging über seinen Körper, aber der Teufel hatte ihn bereits in seiner Gewalt. Nicht weit von dem Baume lag ein Holzstumpen, den er herbeitrug und unter den Ast legte. Jetzt stellte er sich auf denselben, warf den Strick über den Ast und machte eine Schleife; seine Hände zitterten, aber die Schleife gelang vortrefflich, denn er hatte schon früher versucht, wie sie geschürzt werden müßte. Jetzt legte er sich dieselbe um den Hals und stieß mit den Füßen den Holzstumpen fort. Da baumelte der Selbstmörder in der Luft.

Meister Rudolph war an diesem Morgen mit einer gewissen Unbehaglichkeit aufgestanden. Er hatte keine Ruhe im Hause und gegen seine sonstige Gewohnheit entschloß er sich, vor der Frühmesse einen Spaziergang in den Wald zu machen. In dem Augenblicke, wo Leuther den Holzstumpen von sich stieß, kam er unter dem Baume an. Mit dem Ausrufe: „Jesus, Maria, Joseph, was geht hier vor?“ nahm er das Messer aus der Tasche, sprang auf das Holz und schnitt den Strick durch. Mit einem dumpfen Schall fiel der Selbstmörder zu Boden, und jetzt erst bemerkte Rudolph, daß es Leuther war, den er abgeschnitten.

„Solch ein Ende hätte es beinahe mit ihm genommen!“ flüsterte er mit bebenden Lippen. „Gott, mein Gott, wo befände er sich jetzt, wenn ich nicht gekommen wäre!“

Der kurze Augenblick, welchen Leuther am Stricke gehangen, hatte ihn seines Bewußtseins beraubt. Mit der Schnelligkeit des Blitzes mußten alle Schreckniſſe

der Hölle an ihm vorübergegangen sein. In Gedanken noch immer mit Larven und Gespenstern kämpfend, focht Leuther mit den Händen in der Luft umher und stieß ein schreckliches Geschrei aus.

Rudolph rüttelte ihn hin und her und brachte ihn endlich zu dem Bewußtsein, daß er noch lebe. Er starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an und fragte: „Bin ich denn noch nicht in der Hölle?“

„Nein,“ antwortete der Meister, „die Gnade Gottes hat Sie gerettet, aber ich brauchte nur einen Augenblick später zu kommen, so waren Sie rettungslos verloren. Was um's Himmelswillen bewegt Sie dazu, einen Selbstmord zu begehen?“

„Die Angst, die Verzweiflung!“ antwortete Leuther. „Verworfen vor Gott, verachtet von den Menschen, gepeitscht von den Qualen des Gewissens, drückte mir der Teufel den Strick in die Hand, und so ist es geschehen.“

„Armer, armer Mann,“ sagte der Meister, „Sie haben vergessen, daß auch dem größten Sünder Verzeihung werden kann, wenn er wahre Reue empfindet und den aufrichtigen Willen hat, sich zu bessern. Sind nicht die Seelsorger da, damit der Sünder seine Seele vor ihnen ausgieße? Warum vertrauten Sie nicht auf die göttliche Barmherzigkeit?“

Leuther senkte schweigend das Haupt; er wußte nicht, was er darauf antworten sollte. Rudolph schleuderte den verhängnißvollen Strick, den er noch immer in der Hand hielt, in's Gebüsch, ergriff seinen Arm und zog ihn mit sich fort. Sie erreichten jetzt eine Stelle, wo unter jungen Bäumen ein weißes Holzkreuz zu ihnen herüberleuchtete. „Sehen Sie jenes Kreuz,“ sagte Rudolph; „es bezeichnet die Stelle, wo ein Mann unter Mörderhänden fiel. Alle Tage gehen Leute dahin, um für seine Seelenruhe zu beten. Wer aber würde zu Ihrem Grabe gegangen sein? Niemand! Die Leute hätten einen weiten Umweg gemacht und sich bekreuzt.“

„Setzt Euch, Meister," flüsterte Leuther. „Zu Euch habe ich immer Vertrauen gehabt; jetzt will ich Euch im Angesichte des Kreuzes ein Bekenntniß ablegen. Es wird die That nicht ungeschehen machen, aber mein Herz erleichtern und vielleicht wißt ihr ein Mittel, wie ich dieser ewigen Qual entrinne."

Erwartungsvoll setzte sich Rudolph neben ihn auf den hohen Rand des Weges und schaute ihn fragend an. „Meister," begann Leuther, „ich war ein blutarmer Junge, der meistens am Hungertuche nagte und kaum einen Tag vollständig satt wurde; aber ich hatte große Anlagen und wäre vielleicht ein Gelehrter geworden, wenn ich studirt hätte. Da fügte es sich durch Fürsprache guter Leute, daß ich als Vorleser zu dem erblindeten Grafen Freitag kam. Der Mann gewann mich lieb, weil ich eine wohlklingende Stimme hatte und ihm bei seinen Arbeiten mit Geschick zur Hand ging. Durch seine Güte konnte ich mich ferner ausbilden und mehr und mehr von seinen Geschäften übernehmen. Nach und nach wurde ich ihm ganz unentbehrlich und er vertraute mir ohne Rückhalt in allen Dingen, so daß Nichts geschah, was nicht durch meine Hände ging.

„Bis dahin war ich gut und brav gewesen; da er mich aber mit Lohn und Geschenken überhäufte, so erhielt meine Gier nach Geld und Gut immer mehr Nahrung und als einer von den Schloßbedienten einmal die Aeußerung hinwarf: „Du wirst am Ende noch der Erbe des Grafen," da wurde dieser Gedanke in mir zur fixen Idee und ich machte mich dem Grafen immer unentbehrlicher, so daß er oft sagte: „Wenn ich Dich nicht hätte, wäre ich der unglücklichste Mensch auf der Welt."

„Im Schlosse war auch eine Frau Ulrich mit ihrer Tochter. Sie hießen beide Laura, ein Name, der in Ammelberg sonst nicht gebräuchlich war. Diese Frau hatte ein sehr vornehmes Aeußere und glich dem Grafen.

Das fiel mir auf, und als ich einmal einem alten Diener eine Bemerkung machte, vertraute mir dieser an, daß sie eigentlich des Grafen Schwester, aber durch eine Mißheirath und ihre frühere Aufführung gänzlich um seine Gunst gekommen sei.

„Ich forschte weiter und hörte nun eine lange Geschichte von Verirrungen an. Ihr Mann hatte den niedrigsten Ständen angehört, das Vermögen verschleudert und sie bei seinem Tode im größten Mangel zurückgelassen. Die Barmherzigkeit des Bruders anflehend hatte sie dieser zurückgewiesen; nur durch lange Bitten und viele Thränen war es seiner Gattin gelungen, sie als Kammerfrau aufnehmen zu dürfen, doch mußte sie feierlich versprechen, nur als Frau Ulrich, nicht als seine Schwester aufzutreten. Die Noth ließ sie auf Alles eingehen. Sie blieb dann auch noch im Schlosse, als die Gräfin gestorben war.

„Sobald ich das erfahren hatte, war meine Ruhe dahin; unaufhörlich verfolgte mich der Gedanke, daß der Graf am Ende doch menschlich denken und sie als seine Erbin einsetzen würde. Noch war der alte Groll groß, sie durfte niemals vor ihm erscheinen; wenn er nur den Klang ihrer Stimme hörte, gerieth er in Zorn. Diese Feindschaft benutzte ich, um das Feuer noch mehr zu schüren und erfand zu ihrem Nachtheile allerlei Lügen. Die Wirkung blieb nicht aus, denn er vertraute mir unbedingt.

„Frau Ulrich ließ hin und wieder ein Wort fallen, daß ihr Bruder nicht ewig leben und seinen Groll nicht über das Grab hinaus mitnehmen werde. Das war verständlich; sie hoffte trotz seines Hasses auf die Erbschaft. Es lag auch so nahe, daß ich mir selbst sagen mußte: „Er wird doch seine leibliche Schwester nicht einem Fremden nachsetzen.“

„Von diesem Augenblicke an verfolgte ich eine andere Bahn, um mir das Vermögen des Grafen zu erschwindeln. Er hatte auch in seiner Blindheit noch

allerlei kostbare Leidenschaften, die eine Menge Geldes verschlangen. Wenn ich ihm einmal eine Vorstellung machte, so lachte er und meinte, ein blinder Mann müsse sich das Leben so angenehm machen, wie nur immer möglich. Bei jeder Veranlassung beschenkte er mich so reichlich, daß ich bald Kapitalien austhun konnte. Die gesammte Schloßdienerschaft wußte das und beneidete mich darum; aber ich gab mir immer den Anschein eines armen Menschen. An den Geschenken ließ ich mir leider nicht genügen, sondern veruntreute unglaubliche Summen, die ich an den verschiedensten Orten unterbrachte. Es konnte nicht leicht entdeckt werden, da Graf Freitag mit allen Ausgaben, die ich angeblich für ihn machte, zufrieden war und jeden Monat vor dem Rentmeister, der nur dem Namen nach bestand, die Erklärung gab, daß Alles auf Heller und Pfennig stimme. Alle Welt hatte mich freilich im Verdachte, daß ich Unterschleifen trieb, aber Niemand konnte mir es darthun. Als der Rentmeister einmal seine Verwunderung über die Höhe der Beträge ausdrückte, wurde der Graf von hellem Zorne erfaßt, und sagte, daß es Niemanden Etwas angehe, wie viel er brauche und daß er mir schenken könne, was in seinem Belieben stehe. Zur Bekräftigung seiner Worte mußte der Rentmeister einen schweren Beutel mit Goldstücken aus meinem Pulte holen und mir einhändigen.

„Ich war damals schon reicher, als ein Bürger in Ammelberg; aber ich wollte Alles haben. Frau Ulrich sah mich anfänglich nicht mit günstigen Augen an und es kam mir vor, als ob sie alle meine Schritte beobachte. Da entschloß ich mich, sie ganz aus der Nähe des Grafen zu verbannen. Ich fiel auf ein teuflisches Mittel. Eines Tages, als der Graf nach Limonade verlangte, wußte ich es einzurichten, daß die Ulrich dieselbe bereitete. Sie that es gerne, um eine Gelegenheit zu haben, zu ihm zu kommen. Sie brachte sie selbst in des Grafen Zimmer und ich hörte im Nebengemache,

wie sie mich einen Augendiener und einen Betrüger schalt. —

„Laura," sagte der Graf, indem er das Glas von sich schleuderte, „ich habe Dir verboten, in meine Zimmer einzudringen. Wenn Du noch einmal kommst, so werde ich Dich aus dem Schlosse werfen lassen."

„Abscheulicher Bruder," keuchte sie. „Deine Hände sind immer offen für Deinen Günstling, mich aber läßt Du darben und wenn Du stirbst, wird für mich und mein Kind Nichts übrig bleiben."

„Hoho," rief er; „weißt Du denn so genau, daß ich vor Dir sterbe? Und wenn es geschähe, bildest Du Dir ein, daß mein Nachlaß für Dich wäre. Ich will schon sorgen, daß Nichts übrig bleibt. Noch auf dem Sterbebette würde ich den letzten Thaler verschenken."

„Laura wandte sich um und rief im Weggehen: „Unser Herrgott wird Dich strafen für das, was Du an mir und meinem Kinde gethan. Wäre ich im Stande, mich selbst zu ernähren, ich wollte das Brod eines solchen niederträchtigen Bruders keine Stunde länger genießen."

„Des Grafen Zorn war unbeschreiblich; er tobte und wüthete. Am Nachmittage desselben Tages stürzte ich hastig in sein Gemach und verschloß die Thüre.

„Was giebt's?" fragte der Graf.

„Eine Vergiftungsgeschichte, die ich glücklicher Weise noch früh genug entdeckte!" gab ich zur Antwort. „Als Frau Ulrich heute Morgen aus Ihrem Zimmer kam, war sie blaß vor Aufregung; mit verbissener Wuth stürzte sie an mir vorüber und keuchte: „Warte, Dir werde ich das Handwerk legen. Es giebt noch Mittel, um in den Genuß dessen zu kommen, was mir rechtlich zukommt."

„Ich verstand sie nicht, mußte aber annehmen, daß sie irgend ein Bubenstück im Sinne führte. Deßhalb beobachtete ich sie und habe sie so eben in einer

Carl Clasen gez. Druck von G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, die Sühne des Verbrechers.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

Unterhaltung mit ihrer Tochter belauscht, die mir noch jetzt die Haare sträubt."

„Nun, komm heraus damit daß es nichts Gutes ist, kann ich mir denken."

„Ich sagte schon, eine Vergiftungsgeschichte. Die beiden Frauenzimmer haben sich verabredet, Ihnen Gift beizubringen. Schon heute morgen mit der Limonade muß es im Werk gewesen sein; aber es mißlang, weil Sie das Glas nicht annahmen."

„Der Blinde sprang von seinem Sessel auf und rief mit Entsetzen: „Ist das wirklich und wahrhaftig wahr?"

„So wahr, wie ich vor Ihnen stehe."

„Ich glaube Dir," gab er zitternd zur Antwort; „dieses Weib hat immer Intriguen gegen mich gespielt, und jetzt lebe ich ihr zu lange. Sie will wieder herumkutschiren und die Prinzessin spielen, aber das soll ihr nicht gelingen."

„Immer noch zitterte er und auf seinem Gesichte folgte ein Zucken dem andern, „Leuther," sprach er dumpf, „ich habe einen Entschluß gefaßt. Wenn mein Leben nicht mehr sicher ist, muß das Weib aus dem Hause; aber Du mußt mir schwören, daß Du die Wahrheit sagst, nur auf Deinen Schwur hin kann ich sie auf immer aus meinem Hause verstoßen."

„Was galt mir damals ein Schwur? Nichts. Ich hob die Finger in die Höhe und schwur bei Allem, was dem Menschen heilig ist, daß sich Frau Ulrich und ihre Tochter vereinigt hätten, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen. Ohne Beben, ohne vor Scham zu erröthen, leistete ich mit voller Stimme einen Meineid, der zwei Menschen in's Verderben stürzte."

Meister Rudolph hörte ihm mit Entsetzen zu; er glaubte, der Boden müsse sich noch jetzt unter dem Meineidigen aufthun und ihn verschlingen. Dieser Mann mit seinem geraden, ehrlichen Sinne begriff gar nicht, daß ein solcher Mensch noch so lange Gnade vor den Augen Gottes gefunden hatte.

Leuther fuhr fort: „Euch packt das Entsetzen bei dem bloßen Anhören. Nun, Ihr könnt daraus folgern, wie es mich, den Thäter, all' die Jahre herumgetrieben und bis zum Selbstmorde gepeinigt hat. Doch hört weiter: Nachdem der Graf meinen Schwur vernommen, wollte er hinaus, den Giftmischerinnen gegenübertreten und sie zur Rede stellen."

„Wozu das?" sagte ich zu ihm. „Es versteht sich ja von selbst, daß sie leugnen. Welcher Mörder würde es nicht thun? Es giebt einen bessern Weg, sich Gewißheit zu verschaffen. Lassen Sie die Mörderinnen im Hause, bis sie auf frischer That ertappt werden."

„Was?" schrie er mich an, „die Mörderinnen im Hause lassen? Ich müßte ja jede Minute zittern und beben und dürfte keinen Schluck Wasser trinken, keinen Bissen Brod genießen, ohne fürchten zu müssen, daß es mein letzter sei. Nein, fort sollen sie noch in dieser Stunde, und nie mehr meine Schwelle betreten."

„Für diesen Fall," sagte ich gleisnerisch, „wäre es besser, die Ursache ihrer Verjagung geheim zu halten, denn das Gerücht würde sich mit Windesschnelle verbreiten und Mancher, der jetzt nicht daran denkt, könnte auf denselben Einfall kommen."

„Diese Worte waren kaum aus meinem Munde, als ich fühlte, wie dumm sie waren, aber der Graf war noch zu aufgeregt, um viel nachdenken zu können. „Fort!" sagte er, „ehe der Abend kommt, müssen sie weg sein!"

„Ich selbst brachte den Befehl; sie wollte die Ursache wissen, und verlangte vor ihren Bruder gelassen zu werden. Dieser aber ließ ihr sagen, wenn sie nicht gleich gehe, werde er sie durch Stakelberg, der damals noch ein junger Jägerbursche war, hinauspeitschen lassen. In ihren Adern rollte noch das feurige Blut der Freitag. Mit einem Fluche auf den Lippen wanderte sie hinweg und wurde seitdem niemals mehr in Ammelberg gesehen. Ich aber hatte nun das Feld

ganz frei und konnte mit dem Grafen nach Belieben schalten und walten. Ich that es auch und brachte ihn so weit, daß er im Armenhause starb, während ich selbst seine Güter ankaufte. Eine Erbschaftslüge mußte meinen plötzlichen Reichthum rechtfertigen. An seinem Lebensende öffnete ihm mein Undank die Augen und sterbend fluchte er mir. Er ist in Erfüllung gegangen, dieser Fluch; er wirkt noch immerfort und wird wirken, bis ich das gequälte Haupt niederlege."

Zwölftes Kapitel.

Die Krankheit.

In der Ferne zeigten sich jetzt die ersten Kirchgänger. Da erhob sich Leuther und sprach: „Ich kann jetzt nicht mit Menschen zusammen sein, Meister; aber ich muß mein Bekenntniß vollenden, denn ich fühle, daß es mich erleichtert. Ihr seid ein kluger Mann und könnt mir vielleicht einen guten Rath geben. Wollt Ihr nicht die Güte haben, mich nach dem Jagdschlosse zu begleiten?“

„Mit Freuden,“ gab Rudolph zur Antwort, denn er fürchtete, daß er noch einmal einen Mordversuch machen werde, wenn er keine Bewachung bei sich habe. Sie schlugen einen Seitenpfad ein, auf dem sie den Leuten aus dem Wege gingen.

Auch auf dem Jagdschlosse rüsteten sich die Dienstboten zur Kirche und der Verwalter begegnete ihnen auf dem Hofe.

„Seid Ihr's wirklich, Herr?“ fragte dieser erstaunt.

„Ja, ich bin es, aber ich komme müde und abgespannt zurück und kann in den ersten Tagen noch nicht von Geschäften sprechen. Schließt uns die Schreibstube auf und laßt uns allein!“

Der Verwalter schloß ihnen auf und begab sich in die Kirche.

„Ich bin noch nicht zu Ende,“ nahm Leuther wieder das Wort. „Als der Graf im Armenhause war,

fing sich das Gewissen an zu regen, denn ich besaß eine reine, tugendhafte Frau, der alles Böse ein Abscheu war. Hundertmal dachte ich, wenn sie wüßte, durch welche Mittel ich zu meinem Reichthume gekommen, sie müßte mich hassen und verachten. Ach, damals liebte ich sie noch und ein Blick von ihr reichte hin, gute Entschlüsse in mir zu reifen.

„Wir wohnten noch in Ammelberg; die Räume, worin der Graf sich aufgehalten, erinnerten mich alle Tage an meine Verbrechen, und es kamen Stunden, in denen ich mir den Tod wünschte. Einst wurde die Angst in mir so groß, daß ich den Entschluß faßte, mich von dem unrecht Erworbenen zu trennen. Ich setzte mich also nieder, machte einen gehörigen Rechnungs-Abschluß, adressirte denselben an die Gerichtsbehörde und verschloß ihn in ein geheimes Fach meines Pultes. Mit dem, was mir rechtmäßig zugehörte, wollte ich über das Meer wandern und von dort aus den Gerichten anzeigen, wie sich die Sachen verhielten, damit Laura und ihre Tochter zu ihrem Eigenthume kämen; aber meine Frau wollte von der Auswanderung Nichts hören, ich durfte ihr nicht davon sprechen.

„Ich gab also den Plan wieder auf; die Gier nach Geld und Gut bekam von Neuem die Oberhand und bald kam es mir wie eine Thorheit vor, daß ich mich von einem Besitz trennen wollte, den Niemand anfechtete. Durch meinen Geiz wurde ich reicher und reicher, aber das Glück floh, mein Herz verhärtete sich und ohne Schmerz sah ich meine Kinder sterben, weil das meine Ausgaben verringerte.

„Als ich nach dem Jagdschlosse gezogen war, glaubte ich auch den Brief mitgenommen zu haben, aber es war nicht so, er befand sich noch in dem geheimen Fache des Sekretairs. Um jeden Preis mußte ich ihn wieder haben, und da es nicht wohl auf dem geraden Wege geschehen konnte, so schlich ich mich Nachts ein,

wobei ich von dem Jäger Stakelberg entdeckt wurde. Ihr wißt, wie der Brief später in meine Hände kam. Stakelberg aber fand ihn bei mir, trug ihn mit sich fort und wollte mit demselben Geld von mir erpressen. Das Geld hätte ich ihm wohl gegeben, aber er durfte mein Geheimniß nicht ausplaudern; darum bestellte ich ihn um Mitternacht unter die Wodanseiche mit dem festen Entschlusse, ihn zu tödten. Schimmel kam mir zuvor, aber es war ebenso gut, als wenn ich selbst den Mord vollbracht hätte. Dem Todten knöpfte ich die Jacke auf, nahm den Brief zu mir und verbrannte ihn. Das Uebrige ist Euch bekannt.

„Als meine Frau und meine letzten Kinder gestorben waren, kamen alle Schreckniſſe des bösen Gewissens über mich. Hin- und hergeworfen von Qual und Angst beschloß ich, Frau Ulrich aufzusuchen und ihr das gesammte Eigenthum des Bruders zu überantworten. Wie der irrende Jude durcheilte ich die Schweiz und fand auch ihre Spur; sie selbst war zwar gestorben, aber die Tochter lebte noch; wie man mir sagte, in Amerika. Unverdrossen ging ich auch dorthin und fand mit unsäglicher Mühe den Ort, wo sie sich niedergelassen hatte; aber sie und ihr Mann waren gestorben, die Kinder wieder nach Europa zurückgewandert; an den Niederrhein hieß es.

„Ich ging wieder zu Schiffe und durchwanderte jedes Dorf, jede Stadt, aber von den Gesuchten fand ich keine Spur. Da trug ich meinen Stab wieder hierher; die Verzweiflung, der ich schon so oft nahe gestanden, kam abermals über mich und ich griff zum Stricke.“

Meister Rudolph schauderte; er hätte am liebsten hinweglaufen und den unheimlichen Menschen allein lassen mögen, aber die Christenpflicht befahl ihm, zu bleiben.

„Leuther,“ sprach er, „es läßt sich nicht leugnen, daß Ihr schwere Verbrechen begangen, aber Ihr sollt

darum nicht verzweifeln. Mit der Absicht der Sühne hat die Größe derselben bereits abgenommen, und Gottes Gnade ist noch immer bei Euch, sonst würde er mich nicht geschickt haben, Euch vom Stricke loszuschneiden. Wenn Ihr bis jetzt die Kinder nicht gefunden habt, so ist das nur ein Zeichen, daß Gott Euch bis zum Aeußersten prüfen will. Er wird uns helfen, wenn wir Vertrauen zu ihm haben. Ich will Euch einen Vorschlag machen: Um zehn Uhr beginnt das Hochamt. Begleitet mich dahin und schüttet nach der Kirche auch Euer Herz bei dem Pfarrer Ambrosius aus. Er ist ein milder Mann und wird Euch nicht zu strenge beurtheilen."

„In die Kirche?" fragte Leuther. „Die Leute würden mich ja alle anstarren."

„Ich glaube, daß sie es thun werden," antwortete Rudolph, „denn Ihr seid lange fortgewesen und sie sehen Euch heute zum erstenmale wieder, aber es ist doch nicht schlimmer, ob sie Euch heute oder morgen anstarren; einmal wird es doch geschehen. Vergeßt aber nicht, daß aller Anfang in Gott sein soll."

Er krümmte sich hin und her; der Vorschlag wollte ihm nicht behagen; als der Meister aber immer wieder darauf zurückkam, gab er zur Antwort: „Nun wohl, zur Kirche will ich mitgehen, aber noch nicht zum Pfarrer; erst muß ich Laura's Kinder gefunden haben."

Rudolph gab nach; sie gingen zusammen in's Dorf. Ueberall blieben die geputzten Kirchgänger stehen und starrten ihn an, wie er es erwartet hatte. Katharina und ihre Freundin Jacobe waren um Rudolph in Sorge gewesen und verwunderten sich nun, als er mit Leuther herankam. Katharina hatte, wie wir wissen, immer eine Abneigung gegen ihn empfunden, aber als sie in sein Gesicht sah, das jetzt mehr Leiden als Unheimlichkeit ausdrückte, da hieß sie ihn herzlich willkommen in der Heimath. Schweigen war ihre Sache nicht,

das Plaudern war ihr einmal zur zweiten Natur geworden und so ging es denn mit Fragen drüber her, wo er sich all die Zeit aufgehalten habe und so weiter und so weiter. Die Kirchenglocken machten ihrem Redestrome ein Ende und sie wanderten nun Alle miteinander zum Hochamte, eingeholt vom Herrn Ostermann, der mit seinem spanischen Rohr so wacker angeschritten kam, weil auch er den so lange abwesenden Leuther erkannte.

In der Kirche war des Schauens und Kopfnickens kein Ende; aber Leuther hatte sich vorgenommen, sich auf dem betretenen Wege nicht einschüchtern zu lassen. Still kniete er in der äußersten Ecke des Betstuhles, sah vor sich hin und sammelte seine Gedanken. Eigentliche Andacht hatte er nicht, und wenn er betete, so waren es eben nur Worte, von denen er Nichts fühlte; aber seine Anwesenheit in der Kirche war doch nicht ohne Nutzen für ihn. Was ihn umgab, stimmte ihn feierlich und befestigte ihn in den guten Entschlüssen, die er bereits gefaßt hatte. Immer wieder erschien ihm Rudolph als der einzige Mann, dem er sich ohne Rückhalt mittheilen konnte. Sein Vertrauen war so groß, daß er ihn nicht einmal ersuchte, keinen voreiligen Gebrauch von seinen Bekenntnissen zu machen.

Während der Messe kam eine Art von Beruhigung über ihn; er hielt es nun selbst nicht für unmöglich, daß sich noch Alles zum Besten, wenigstens zum Erträglichen wende.

Nach der Kirche führte ihn Rudolph wieder zum Jagdschlosse zurück, denn er fühlte sich nun in der That körperlich angegriffen und war nicht im Stande, den Weg allein zu machen. Er brachte ihn in sein Schlafzimmer, war ihm beim Auskleiden behülflich und deckte ihn zu.

„Wünschen Sie den Arzt?“ fragte er.

„Nein,“ gab er zur Antwort, „ich bin nicht krank; es ist nur die Abhetzung und die ewige Aufregung.

Wenn Liese in der Nähe bleibt, daß ich gleich bedient werden kann, wenn ich Etwas brauche, so ist es schon gut."

Der Meister zog die Klingelschnur, aber es fand sich, daß Liese nicht mehr in Leuther's Diensten war. Nach dem Tode der Kinder hatte sie keinen rechten Wirkungskreis mehr gehabt und war deßhalb fortgezogen. Rudolph selbst wollte bei ihm bleiben, aber das litt er nicht. „Gehen Sie nach Hause," sagte er, „es ist so schon viel zu viel, was Sie sich um einen verlorenen Menschen plagen. Wenn Sie mir aber heute Abend ein Stündchen schenken wollen, so werde ich Ihnen dankbar dafür sein."

„Wenn Sie mir das feste Versprechen geben, nicht noch einmal Hand an sich zu legen, so will ich gehen," sagte Rudolph; „einstweilen kann Einer von ihren Leuten die Pflege übernehmen; sollten Sie aber länger liegen müssen, so werde ich für eine gute Pflegerin sorgen."

„Fürchten Sie nicht, daß ich zum zweitenmale eine That begehe, die ich nun selbst nicht genug verdammen kann," gab Leuther zur Antwort. „Die Schrecklichkeit des Zustandes erlaubt keinen neuen Versuch."

Er schüttelte ihm die Hand und ging. Unten fand er den Meisterknecht. „Johann," sagte er, „Dein Herr ist krank; er hat zuweilen wilde Phantasien und weiß dann nicht, was er thut; er könnte sich in einem solchen Anfalle zum Fenster hinausstürzen oder sonst ein Leid anthun. Sei so gut und halte Dich bis heute Abend im Vorzimmer auf, und wenn Du ihn hörst, so gehe nur gleich zu ihm."

„Hm," antwortete Johann, „zur Krankenpflege bin ich nicht viel werth, aber wenn er zum Fenster hinausstürzen will, so bin ich allerdings handfest genug, ihn zurückzuhalten."

Rudolph begab sich nach Hause; dort stand bereits die Suppe auf dem Tische und die Gesellen hatten sich

um denselben gruppirt. Herr Ostermann und einige Nachbarn standen in dem kleinen Garten und warteten auf seine Rückkehr; sie waren Alle neugierig, etwas Näheres von ihm zu hören. Aber so mittheilsam der Meister auch sonst sein konnte, heute war er zugeknöpft. „Er hat weite Reisen gemacht," sagte er; „er bedurfte übrigens auch einer Zerstreuung, denn ein Mann, der alle seine Angehörigen verliert und dazu noch in den Verdacht eines Mordes kommt, dem kann man wahrlich nicht gut zumuthen, mit der nothwendigen Ruhe seinen Geschäften nachzugehen."

Das war eine Erklärung und auch keine Erklärung, wenigstens befriedigte sie Niemanden, und die Nachbarn gingen kopfschüttelnd hinweg. Katharina zwinkerte ihm mit den Augen und als sie allein waren, fragte sie: „Nun, lieber Mann, mir kannst Du doch die Wahrheit sagen?"

Er nahm die Hand seiner Frau, drückte sie warm und gab zur Antwort: „Der Baron ist ein armer, armer Mann; das laß Dir genügen. Später wirst Du vielleicht mehr hören; für jetzt aber darf ich nicht mehr sagen; es könnte ihm schaden."

„So seid ihr Männer!" grollte Katharina; „den Frauen könntet ihr doch reinen Wein einschenken." Aber mit dem Grollen war es ihr doch nicht recht ernst, denn sie kannte ihren Mann ganz genau und wußte, daß er niemals ohne gute Gründe handelte.

Beim Mittagessen brachten auch die Gesellen die Sprache auf ihn, aber sie waren nicht glücklicher als die Nachbarn. „Herr," sagte Timotheus, „es lohnt sich nicht der Mühe, Etwas von ihm zu wissen, denn er bleibt immer ein Lump."

Ein strafender Blick aus den Augen seines Meisters hieß ihn schweigen, und die Unterhaltung drehte sich jetzt um gewöhnliche Dinge.

„Jacobe, verstehst du Etwas von der Krankenpflege?" fragte Rudolph nach dem Mahle.

„O ja," gab sie zur Antwort, „bei meiner früheren Herrschaft mußte ich immer dieses Geschäft übernehmen, wenn Jemanden etwas fehlte."

„Das ist gut, Jacobe," fuhr der Meister fort. „Wenn mich meine Augen nicht trügen, steht Leuther sobald nicht vom Bette auf; ich werde deßhalb noch heute den Doctor Meiners herüberbitten. Wenn er es nothwendig findet, wirst du wohl die Pflege so lange übernehmen, bis eine barmherzige Schwester kommen kann. Sie haben jetzt in Ammelberg alle Hände voll zu thun, und es würde ein vergeblicher Versuch sein, sie darum zu bitten."

Jacobe nickte, die Sache war abgethan. Rudolph aber eilte wieder zum Jagdschlosse hinüber, wo er den Meisterknecht auf seinem Posten fand.

„Wie hat's gegangen?" fragte er leise.

„Er hat sich nicht gerührt; ich hörte ihn nur unaufhörlich seufzen, wie Jemanden, der etwas Schweres auf dem Herzen hat und es nicht los bekommen kann."

„Es wird wohl eine tüchtige Krankheit im Anmarsche sein. Weißt Du was, damit von unserer Seite Nichts versäumt wird, reite gleich nach Ammelberg hinüber und hole den Dr. Meiners.

Das that der Meisterknecht lieber, als im Vorzimmer sitzen. Das Sitzen war überhaupt seine Sache nicht. Er ging in den Stall hinab, sattelte ein Pferd und sprengte fort. Den Doctor traf er, als er gerade in den Sattel stieg, um nach Freiwald zu einem Kranken zu reiten. Johann ritt an ihn heran und sprach: „Eine schöne Empfehlung vom Meister Rudolph und Sie möchten doch zu Herrn Leuther kommen."

„Zu Leuther? Was faselst Du? Ich meine, er wäre bei den Eskimo's oder bei den Neuseeländern."

„Vielleicht da gewesen, Herr Doctor. Jetzt aber liegt er im Jagdschlosse zu Bette und bedarf Ihrer Hülfe."

„Wann ist er denn wiedergekommen?“

„Heute Morgen. Rudolph brachte ihn; sie saßen lange in der Schreibstube und gingen dann zusammen in's Hochamt.“

„Jetzt glaube ich aber wirklich, daß Du faselst. Er ging früher nicht einmal in die Frühmesse.“

„Ich weiß, Herr Doctor, aber die alten Tage kommen allmählig, und dann bekommen die Menschen in der Regel andere Gedanken.

„Wo ist er denn gewesen?“

„Kann ich nicht sagen, und wenn es der Meister nicht weiß, so weiß es Niemand, denn im Schlosse ist er noch mit keinem Menschen in Berührung gekommen.“

Sie ritten schweigend nebeneinander her. Im Walde schlug der Doctor den Weg nach Freiwald ein, weil er dort früher bestellt war, und sagte dem Meisterknecht, er werde in einer Stunde da sein. Er hielt auch Wort, machte aber ein sehr bedenkliches Gesicht, als er den Patienten untersucht hatte. „Leuther,“ sagte er, „Eure Nerven sind in einem hohen Grade überreizt. Ihr müßt Ruhe haben, unbedingte Ruhe, und dürft nicht vom Bette aufstehen, auch wenn Ihr glaubt, stark genug zu sein.“

„Es geht doch nicht über's Sterben her?“ fragte er.

„Das wollen wir nicht hoffen, aber ein vernünftiger Mann trifft bei Zeiten Vorsorge, und ich würde Euch rathen, dasselbe zu thun. Laßt heute noch den Pfarrer kommen, und wenn ihr noch zeitliche Anordnungen zu treffen habt, so versäumt es ebenfalls nicht. Eine schwere Krankheit steht Euch jedenfalls bevor; aber es ist möglich, daß Ihr siegreich daraus hervorgeht. Soll ich den Notar von Freiwald benachrichtigen?“

„Ich bitte darum, und ihr, Meister, seid wohl so gut und holt mir den Pfarrer Ambrosius.“

Rudolph drückte ihm die Hand und schaute ihn

mit einem ermuthigenden Blicke an. Eine halbe Stunde später kam der Pfarrer mit dem Meßner. Er blieb lange in der Krankenstube. Als er weg war, trat Rudolph wieder an's Bett.

„Mein Freund," flüsterte Leuther ihm zu, „ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie mich heute Morgen vor dem Selbstmorde schützten. Mag ich nun sterben, ich habe wenigstens meine Sünden bekannt und bereue sie so aufrichtig, als es nur immer möglich ist. Ich wollte, der Notar käme auch schon. Wenn ich das Testament gemacht habe, ist mir der Tod willkommen."

Die Nacht kam, aber immer noch fehlte der Notar. Da endlich schritt er hastig die Treppe hinauf und brachte einen Schreiber und zwei Zeugen mit. Rudolph entfernte sich; er wollte nicht bei dem Testamente gegenwärtig sein.

Nach Mitternacht ritt der Notar hinweg. Rudolph fand auf dem Tische ein versiegeltes Schreiben. „Das ist mein letzter Wille, flüsterte der Kranke. „Ich habe Sie zum Testamentsvollstrecker ernannt, weil ich weiß, daß Sie ein grundehrlicher Mann sind. Wenn ich sterben sollte, so werden Sie alles thun, was in Ihrer Macht steht, um die rechten Erben aufzufinden."

Gegen Morgen trat ein heftiges Fieber ein und er phantasirte wild durcheinander. Da schickte der Meister zu seinem Hause und ließ Jacobe auf's Schloß bitten. Sie kam sogleich, und ihr kundiges Auge hatte bald erkannt, daß der Kranke in einem gefährlichen Fieber lag. Nachdem sie sich nach den Vorschriften des Arzt erkundigt hatte, setzte sie sich an's Bett und verfuhr ganz genau darnach.

„Ihr könnt euern Geschäften nachgehen, Meister," sagte sie, „aber es wäre mir angenehm, wenn Johann oder sonst ein starker Mann mir zur Hand ist."

Das wurde angeordnet, und nun begann Jacobe ihre Thätigkeit. Er fieberte heftig und sprach einzelne,

unzusammenhängende Worte. Sie unterschied nur einzelne Namen: Laura, Georgine, Albertine 2c.

„Was sollen sie?“ fragte sie.

„Hierher kommen, hierher! ich will sie reich machen! Aber sie kommen nicht, sie wollen mich sterben lassen. Erst, wenn ich todt bin, dann kommen sie. Sie haben recht, sie dürfen nicht anders, Frau Ulrich hat es ihnen verboten.“

Die Phantasien wurden wilder und wilder, so daß selbst dem herzhaften Mädchen, das doch so oft bei Sterbenden gewacht hatte, ganz angst und bang wurde. Sie suchte nach einem Gebetbuche, nach einem Rosenkranze, aber sie fand Nichts dergleichen, denn Leuther hatte solche Dinge, die ihn immer an Gott erinnerten, in seinem Schlafgemache nie geduldet.

Johann aber holte ein Gebetbuch aus der Gesindestube und sie beteten gemeinschaftlich. Wenn Leuther's Sinne klar waren, lauschte er aufmerksam und bewegte wohl die Lippen, um mit zu beten; aber wenn die Phantasien wieder kamen, dann focht er mit den Armen um sich, stieß mit den Füßen gegen die Bettlade und rief: „Fort, fort, mit dem Gebetbuche; es nutzt doch nichts! Was einmal geschworen, das ist geschworen. Ich glaube doch, daß ich es that, oder war es Freitag?“

Die Phantasien dauerten die ganze Nacht; erst am Morgen trat ein wenig Ruhe und ein kurzer Schlaf ein. Jacobe betete nun stille für sich hin, denn sie sah wohl, daß sie es mit einem Manne zu thun hatte, der des Gebetes bedurfte.

Jetzt schlug sie das Gebetbuch zu, legte die Hände in den Schooß und begann nachzudenken. Es war ihr, als ob in seinen Worten eine Geschichte läge, aber sie war nicht im Stande, sie zusammenzufassen. „Es scheint nur so,“ dachte sie; „alle diese Kranken geben sich so. Doch nein, nein, so nicht. Der Mann ist schrecklich, es wird einem angst und bange, wenn er anfängt. Gott helfe ihm, daß er glücklich durchkommt.“

Leuther erwachte und schnellte rasch empor. Jacobe's Arm ergreifend deutete er mit dem Finger nach Oben und sprach durch die zusammengepreßten Zähne: „Schau, schau, da ziehen sie, Laura und ihr Kind. Ein Meineid hat sie vertrieben; sie wandern der Noth und dem Elende entgegen; aber sieh auch dahin, hu, da hängt der Mann, welcher den falschen Eid geschworen, am Stricke. Wie er zappelt, wie er zerrt! Aber es hilft ihm Alles nicht. In der Mitternacht kommen die Raben, die schwarzen Vögel der Nacht, und hacken ihm die Augen aus. Er hat Augen, wie die Hölle, kein Mensch kann hineinschauen, ohne blind zu werden. Hu, da kommt Einer mit einer glühenden Zange, der kneipt ihm das Fleisch von den Knochen! Hu, hu, wie das brennt!“

Kraftlos fiel er zurück und seufzte. Jacobe war wie versteinert; der Arm schmerzte sie, die Augen mit dem schrecklichen Blicke loderten ihr noch wie Flammen in das Herz hinein.

Als Meiners kam und sie ihm erzählte, wie er sich benommen, nickte er mit dem Kopfe und sagte: „Ich hatte es nicht besser erwartet. Es wird noch öfter wiederkehren, aber halten Sie aus, Jacobe, Sie verrichten ein Werk der Barmherzigkeit.“

Er verschrieb beruhigende Tropfen, welche ihm einige Stunden Schlaf verschaffen sollten. Sie thaten auch ihre Wirkung, aber nachher begann das Toben wieder. Er schlug mit den Händen um sich, schrie nach einem Messer und wollte emporspringen. Johann und der herbeigerufene Verwalter waren kaum stark genug, ihn zu halten.

So ging es acht Tage lang fort, Jacobe kam nicht aus dem Schrecken heraus, und es bedurfte der kräftigsten Zureden des Meisters, daß sie sich noch länger am Krankenbette halten ließ. Nach dieser Zeit aber hörte das Toben auf; an die Stelle trat eine solche Abspannung, daß er kaum einen Finger bewegen

konnte. Manchmal schlief er einen halben Tag hintereinander und wenn er die Augen öffnete, so schaute er wie ein Schlaftrunkener umher und erkannte nicht einmal die Personen und Gegenstände.

„Es geht gut," sagte Dr. Meiners. „Hundert Andere wären diesen furchtbaren Anfällen erlegen; seine Natur ist in der That von Stahl und Eisen. Sie aber, Jacobe, haben sich Gotteslohn verdient. Eine Schwester wäre um keinen Preis zu haben gewesen; Sie haben sie ersetzt. Nun aber müssen auch Sie sich ein paar Tage pflegen; dann aber bitte ich, wieder zu kommen, denn wenn er in der Genesung begriffen ist, bedarf er der meisten Aufmerksamkeit."

Jacobe versprach es und wanderte nach Freiwald, wo die gute Katharina sie mit weinenden Augen empfing; solche Freude hatte sie, daß ihre Freundin von Jedermann bis in den Himmel erhoben wurde.

„Nur nicht zu sehr gelobt," sagte Jacobe; „glaubt mir's, die Standhaftigkeit hatte bald ein Ende und es war nahe daran, daß ich desertirte."

„Hast aber doch ausgehalten!" lächelte Katharina, und gab ihr einen herzhaften Kuß.

Dreizehntes Kapitel.

Die neun Schwestern gefunden.

In der Krankenstube herrschte die größte Ruhe; man vernahm nur das Ticken der Taschenuhr, welche auf dem Tische lag; der Kranke selbst schlummerte und Jacobe saß stille an ihrem gewöhnlichen Platze und schaute ihm in das blasse, abgemagerte Gesicht. Immer noch hatte sie sich nicht ganz von den Wirkungen des erlittenen Schreckens erholt, und sie dachte eben darüber nach, welche schrecklichen Geheimnisse wohl mit diesem Manne verknüpft sein möchten. Da öffnete er die Augen und flehte um einen Trunk Wasser.

Sie holte dasselbe herbei, hob ihm den Kopf in die Höhe und ließ ihn trinken. Befremdlich schaute er sie an und sprach: „Du bist doch nicht Liese?"

„Nein," gab sie zur Antwort, „Liese hat während Ihrer Abwesenheit einen andern Dienst gesucht."

„Du dienst also an ihrer Stelle hier?"

„Nein, ich bin auf Besuch bei Meister Rudolph; auf seinen Wunsch pflege ich Sie."

„Der Meister ist ein braver Mann, dem ich viel Dank schuldig bin. Auch Dir, verzeihen Sie, ich vergaß, daß Sie nicht zum Schloßpersonale gehören, auch Ihnen danke ich von ganzem Herzen. Es schwebt mir vor, als wenn ich Ihnen sehr viel Kummer gemacht hätte, aber ich kann mich auf nichts Einzelnes besinnen."

„Sprechen wir nicht davon," antwortete Jacobe,

„die Krankheit bringt es mit sich. Es würde am besten sein, dem lieben Gott zu danken; wenn Sie stark genug sind, wollen wir ein gemeinschaftliches Gebet verrichten."

Leuther nickte und Jacobe kniete vor dem Bette nieder und sprach mit deutlicher Stimme ein „Vater unser" vor; hierauf nahm sie das Gebetbuch und las die Gebete eines Genesenden. Er horchte mit gespannter Aufmerksamkeit; nicht allein der Inhalt des Gebetes, sondern auch der Klang der reinen, klaren Stimme that ihm wohl.

Von jetzt ab machte seine Genesung rasche Fortschritte. Schon nach acht Tagen konnte er sich einige Stunden des Tages außerhalb des Bettes aufhalten. Natürlich war es nun so ganz leicht nicht mehr, ihn angenehm zu unterhalten; sie mußte sehr oft ihre Zuflucht zum Vorlesen nehmen. Er liebte das auch sehr, aber ganz gegen seine frühere Gewohnheit waren es hauptsächlich Erbauungsbücher, denen er die größte Aufmerksamkeit zuwandte. Von profaner Lectüre wollte er nicht viel wissen, höchstens gewann er der Zeitung einiges Interesse ab; aber jedesmal, wenn sie geendigt hatte, sprach er: „Wie schön Sie lesen!"

Wenn er im Bette lag, dachte er oft mit geschlossenen Augen nach, wie er das Mädchen für seine Dienste angemessen belohnen könne, aber es fiel ihm schwer, etwas Passendes herauszufinden. Geld wagte er ihr nicht anzubieten, denn sie machte, trotz ihrer dienenden Stellung, einen sehr nobeln Eindruck. Eines Tages ergriff er ihre Hand und sprach: „Sie haben sich so verdient um mich gemacht, daß ich in großer Verlegenheit bin, wie ich mich dankbar bezeigen soll. Sie würden mich glücklich machen, wenn Sie selbst Ihre Wünsche aussprechen wollten, und Sie können versichert sein, daß ich jede Forderung, wie hoch sie auch sein möge, immer noch für zu gering und bescheiden halten werde. Also, ich bitte sehr darum, sprechen Sie."

„Herr Baron," gab sie lächelnd zur Antwort,

„Ich bin ja ohne Dienst und konnte also meine Zeit nicht besser anwenden. Eine Belohnung muß ich ausschlagen, weil sonst der Dienst, den ich Ihnen geleistet habe, seinen Werth verlieren würde; wollen Sie mir aber irgend ein unbedeutendes Andenken geben, so will ich es gerne als Erinnerung an die Stunden, welche ich hier zubrachte, annehmen."

Leuther nahm die Uhr vom Tische; sie war von Gold und reich mit Edelsteinen besetzt. „So nehmen Sie einstweilen diese Kleinigkeit," sagte er, „mein dankbares Herz wird wohl noch etwas Besseres auffinden, wenn Sie mir Zeit lassen. Mein Kopf ist noch so schwach und duselig, daß ich mich nur schwer auf Etwas besinnen kann."

„Nicht die Uhr," sagte Jacobe abwehrend; „sie ist zu werthvoll und paßt für meine Verhältnisse nicht. Ich bin ja nur eine arme Dienstmagd, die von der Hand in den Mund lebt. Die Leute würden also nicht begreifen, wie ich zu so einem kostbaren Kleinode komme."

„Sie dürfen immer sagen, daß Sie dieselbe von mir erhalten. Ich bitte, weisen Sie das kleine Geschenk nicht zurück! Sie würden mich sehr betrüben und den Gedanken in mir aufkommen lassen, daß Sie von dem Leuther, dem alle Menschen aus dem Wege gehen, Nichts haben wollen. O, rauben Sie mir nicht den süßen Trost, daß ich auf dem Wege der angefangenen Besserung fortschreiten kann."

Er hielt inne, denn er war ja im Begriffe, das Mädchen einen Blick in sein Inneres thun zu lassen; aber er überwand die stolze Scham bald und fuhr fort: „Warum sollte ich's verbergen? Es steht ja doch auf meinem Gesichte geschrieben. Ja, ich habe eine böse Vergangenheit hinter mir, so schlimm und verkehrt, daß ich selbst erschrecke, wenn ich darüber nachdenke; aber Rudolph und Ambrosius haben meine Hoffnung wieder gehoben und mir versichert, daß auch der größte Sünder

bei Gott wieder in Gnade kommen kann. Ich glaube es so gerne, weil der Zustand, in dem ich mich befunden, unerträglich ist. Darum bitte ich, nehmen Sie die Uhr an und geben Sie mir dadurch die Versicherung, daß ich nicht auch von Ihnen, meiner Wohlthäterin, unter die Geächteten gezählt werde."

Jacobe nahm die Uhr und reichte ihm stumm die Hand. „Es ist Sonntag," sagte sie, „und da Sie nicht in die Kirche gehen können, so wollen wir hier die Meßgebete beten." Er nickte und sie kniete auf einen Schemmel und begann laut zu beten. Er faltete die Hände, folgte jedem Worte und empfand ein wirkliches Gefühl der Andacht. Als sie geendigt hatte, schaute er sie dankbar an und sprach: „Sie streuen in der That guten Saamen in mein Herz und ich fühle, daß er aufgeht. Wenn ich nur Alles regeln könnte, wie es geschehen muß, so würde ich vielleicht das Leben wieder für werthvoll genug halten, um bis an das Ende meiner Tage in aufrichtiger Buße Gott zu dienen."

„Sie sind noch immer kleinmüthig," antwortete Jacobe; „werfen Sie diese Schwäche von sich; was Sie auch verbrochen haben mögen, das Leben ermöglicht ja die Buße hienieden und die Huld Gottes ist wirklich größer als die Sünde, wenn der Mensch mit aufrichtiger Reue die alten Fehler von sich abthut und die Folgen wieder gut macht."

„Die Folgen wieder gut macht!" wiederholte er; „das ist es ja eben, was mir keine Ruhe läßt. Ich fürchte, ich kann niemals wieder gut machen, was geschehen."

„In diesem Falle wird der allbarmherzige Gott den guten Willen für die That nehmen. Ein Herz, das immer zweifelt, wird endlich zur Verzweiflung getrieben, und eine der schwersten Sünden, die der Mensch begehen kann, ist der Zweifel an Gottes Barmherzigkeit, denn dieser raubt ihm einen wesentlichen Theil seiner göttlichen Eigenschaften."

Ueberrascht blickte er sie an; daran hatte er noch nicht gedacht, und doch war es so natürlich, daß er von selbst hätte darauf kommen müssen.

„Sie haben recht," sprach er, „ich will nicht mehr zweifeln."

Jetzt klopfte es an die Thüre; Meister Rudolph trat ein, um Jacobe abzulösen. „Meine Frau verlangt nach Dir," sagte er; „sie möchte gerne in Deiner Gesellschaft in's Hochamt gehen."

„Beten Sie dort auch für mich!" bat Leuther.

Sie nickte und ging. Rudolph aber setzte sich an sein Bett und suchte ihn zu unterhalten.

„Das Mädchen ist ein wahrer Schatz," flüsterte der Kranke; „sie kann sprechen, wie ein Pfarrer und da es so natürlich in ihrem Munde klingt, so macht es einen um so tieferen Eindruck."

„Nun, sie ist wirklich gut und brav," antwortete Rudolph, „und ich glaube selbst, daß sie ihren Platz am Krankenbette ausgefüllt hat, aber wir werden sie nicht lange behalten, denn es ist gestern ein Brief von ihrer Schwester angekommen, welche einen guten Dienst für sie gefunden hat."

„Wir sollten sie also entbehren?" sagte Leuther in trüber Stimmung. „Was meint Ihr, sollte sie nicht für mein Haus zu gewinnen sein? Wenn ich wieder in die Welt wandere, um nach den Kindern zu suchen so wird doch wohl eine Hand hier nothwendig sein, welche in Alles Ordnung bringt."

„Ob sie das thun wird? Ich weiß es nicht, will aber mit ihr reden."

„Noch Eins, Meister, ich bin in Verlegenheit, wie ich die aufopfernden Dienste des Mädchens belohnen soll. Sie ist heikel und weist eine wohlverdiente Anerkennung von der Hand. Gebt mir einen guten Rath."

„Heikel ist sie, obschon sie ihre Füße unter fremder Leute Tisch setzen muß. Es ist deßhalb am besten, wir lassen die Belohnung einstweilen fallen. Später

findet sich wohl einmal Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen."

Das war dem Kranken nicht nach dem Sinne, aber er mußte es sich doch gefallen lassen.

Am Nachmittage kam Jacobe zurück. Leuther bat sie, ihm die neuesten Nachrichten vorzulesen. Sie ergriff eine Zeitung und begann vorzulesen. Es waren die gewöhnlichen politischen Ereignisse, welche nur wenig Interesse für ihn hatten. Plötzlich aber erhob er den Kopf und schaute sie mit Verwunderung an, denn unter den englischen Nachrichten befand sich ein Brief in der Sprache des Landes, den sie ganz correct vortrug.

„Wie Jacobe," rief er, „Sie sind eine Gelehrte, Sie lesen englisch?"

„Englisch lese ich allerdings mit noch größerer Leichtigkeit als deutsch," gab sie lächelnd zur Antwort, „aber darum bin ich doch keine Gelehrte."

„Aber wie kommen Sie dazu?"

„Ich habe als Kind fast nur englisch gesprochen."

„Sie sind also in England erzogen?"

„Nicht in England, sondern in Amerika."

„Ja so, dann ist die Sache leicht erklärlich. Ich war auch einmal in Amerika; ich suchte Jemanden, aber meine Reise war eine vergebliche."

Er versank in trübes Sinnen und überließ sich aufregenden Gedanken. Jacobe wollte das verhindern und knüpfte ein Gespräch an: „Wollen Sie mir nicht erzählen, welche Gebiete und Städte Sie besuchten? Ich freue mich stets, wenn ich Etwas von Amerika höre, denn es bleibt doch immer mein Geburtsland."

Leuther begann seine Reise zu schildern, ohne den Zweck derselben näher zu bezeichnen. Im Fortgange dieser Schilderung nannte er auch Milfort.

„Milfort," sagte Jacobe in freudiger Erregung, „Sie waren also wirklich in Milfort? Dort bin ich geboren und habe daselbst gelebt, bis wir allesammt

nach Europa gingen. Der Vater und die Mutter waren gestorben; wir Kinder wollten das Geschäft fortsetzen, aber es ging nicht, wir verloren noch von dem geringen Vermögen, welches wir besaßen und mußten aufhören. Ohne männlichen Schutz ganz allein stehend kamen wir endlich überein, nach Europa zu gehen, denn wir hatten aus dem Munde von Vater und Mutter oft so schöne Schilderungen gehört, daß wir uns die wunderbarsten und übertriebensten Vorstellungen machten. Als wir hier ankamen, fanden wir es nicht viel besser, als in Amerika, aber da uns Niemand kannte, so brauchten wir uns unserer Armuth nicht zu schämen und durften ohne Scham Dienststellen annehmen. Gott ist mit uns gewesen; wir haben mit seiner Hülfe reichlich Brod bei fremden Herrschaften gefunden."

„Dürfte ich um Ihren Familien-Namen bitten?" fragte Leuther.

„Ich heiße Jacobe Soter."

„Jacobe Soter? Mein Gott, ich habe einen Daniel Soter zwei Jahre lang gesucht. Hieß Ihr Vater Daniel?"

„Daniel Soter."

„Und war Bierbrauer in Milfort?"

„Allerdings."

„Wie hieß Ihre Mutter?"

„Laura Soter. Mit dem Mädchennamen Laura Ulrich."

„Und Eurer sind neun Schwestern?"

„Ja, mein Herr, aber woher wissen Sie das Alles und warum suchten Sie meinen Vater?"

„Ich bin jetzt zu überwältigt von dieser Entdeckung," antwortete er mit fliegendem Athem. „Lassen Sie den Meister kommen; mit ihm muß ich reden und die Sache ordnen; aber bitte, verlieren Sie keinen Augenblick."

Jacobe eilte nach Freiwald, wo sie die beiden Gatten beim Kaffee fand. „Was ist geschehen?"

fragte Katharina etwas bestürzt, „Du siehst ganz aufgeregt aus.“

„Der Meister soll sogleich zu Leuther kommen! Denkt Euch, er hat den seligen Vater und die selige Mutter gekannt, weiß, daß wir neun Schwestern sind und hat uns in Amerika aufgesucht. Aber weiter will er nicht mit der Sprache heraus. Was das nun Alles zu bedeuten haben mag?“

Meister Rudolph hatte diesen, für seine Frau vollständig unverständlichen Bericht kaum vernommen, als er sich wie ein Toller geberdete, durch die Stube auf- und niedersprang, bald Jacobe, bald seine Frau ergriff und einen Gassenhauer dazu brüllte, was doch sonst seine Gewohnheit nicht war.

„Um Gottes willen, Mann, was ist Dir? Ist in der Krone etwas losgegangen oder hast Du — zu tief in's Glas gesehen?“

Meister Rudolph gab keine Antwort, fuhr rasch in seine Jacke, streifte die Mütze auf und eilte spornstreichs hinweg. Ostermann schaute ihm erstaunt nach und sah unwillkührlich nach der Werkstätte hinüber, denn er meinte, es sei wohl ein Brand ausgebrochen oder sonst ein Unglück geschehen.

Jedesmal zwei Treppenstufen unter die Füße nehmend, eilte er in das Krankenzimmer. Leuther hatte sich mit Johann's Hülfe angekleidet und saß jetzt im Lehnsessel. „Meister,“ rief er, „das ist heute ein glücklicher Tag; die neun Mädchen sind gefunden und Jacobe ist eines davon.“

„Gott sei Dank,“ antwortete Rudolph. „Das wir aber auch so auf den Kopf gefallen waren und gar nicht an Jacobe dachten. Ich wußte ja, daß sie früher in Amerika wohnte; ich hatte es hundertmal von meiner Katharina gehört.“

„Wir wollen uns dabei jetzt nicht mehr aufhalten,“ sagte Leuther; „ich möchte lieber die Frage mit Ihnen besprechen, wie ich die Sache nun anfange.

Es giebt zwei Wege: entweder ich erkläre: Ich habe Euch betrogen und will nun wieder gut machen; da ist mein Vermögen, nehmt Alles, oder es wird ihnen unter der Hand und mehr im Stillen bedeutet, daß sie reiche Leute geworden sind."

Rudolph kratzte sich am Kopfe und sprach: „Hören Sie mal, Herr Leuther, so mit der Thüre in's Haus zu fallen und zu sagen: „Seht mich einmal an, ich bin ein grundschlechter Kerl und habe Euch vor so und so viel Jahren betrogen," das will mir gar nicht gefallen, und ich halte es auch nicht für nöthig. Wie Sie selbst sagen, hat Ihr Ruf gelitten; nun, er würde sich dadurch nicht verbessern, und doch ist Ihnen eine gewisse Achtung vor den Leuten nothwendig, wenn Sie nicht wieder zurückfallen sollen. Also halten wir an dem zweiten Plane. Es ist nur die Frage, wie. Die Mädchen wissen auf keinen Fall Etwas davon, daß ihre Großmutter eine Gräfin war. Sie und die Tochter müssen es ihrer armen Verhältnisse halber geheim gehalten haben. Ich will aber darüber bald in's Reine kommen, und ich denke, darnach wird sich das Uebrige richten."

„Leben die übrigen Schwestern noch?"

„Alle, aber sie wohnen zerstreut umher, und die Meisten haben Männer gefunden. So viel ich aber weiß, ist keine Einzige dabei, die im Ueberflusse lebt."

„Desto schneller muß die Sache betrieben werden, aber wie, wie? Wenn ich nur wüßte wie. Strengen Sie einmal Ihren Kopf an, damit etwas Rechtes herauskommt."

„Ja, Leuther, Sie haben das Ding schon etwas verwickelt, indem Sie Jacoben eine Art von Einblick haben thun lassen. Wäre das nicht geschehen, so könnte das Geld durch eine dritte Hand gegeben werden; aber das geht jetzt nicht mehr, denn Sie haben von angethanem Unrechte und dergleichen Dingen gesprochen."

Er sann noch eine Zeit lang hin und her, dann

sagte er: „Wissen Sie was? Zu Lügen gebe ich mich nicht her, auch nicht für eine gute Sache, aber geheim halten und doch sühnen, das halte ich für keine Sünde. Es kommt nur darauf an, welche Gedanken Jacobe sich schon gemacht hat. Ich werde das Mädchen sondiren und es hierherbringen."

Die beiden Frauen stürmten bei seiner Rückkehr mit Fragen über ihn herein, aber Meister Rudolph hielt den Kopf oben und verrieth Nichts. „Ich muß jetzt ein Examen mit Dir anstellen," sagte er zu Jacobe. „Dein Vater hieß Daniel Soter, nicht wahr?"

„Versteht sich, Sie wissen es ja."

„Und Dein Großvater?"

„Ulrich, so viel ich weiß."

„Und was kennst Du von den Verhältnissen Deiner Großmutter."

„Eigentlich Nichts. Mutter sprach nie gerne von den Großeltern. Nur ein einzigesmal sagte sie: „Wenn meine Mutter nicht leichtsinnig und obenhin gewesen wäre, so brauchten wir uns nicht so zu krümmen, wir könnten allesammt im Wagen fahren und hätten Reichthum und Ueberfluß.

„Wir wollten natürlich den Sinn dieser Worte kennen, aber sie antwortete: „Noch seid ihr bescheiden, bleibt so; es ist besser als Rang und Reichthum."

Das war, wie gesagt, das einzigemal. Wie oft wir auch später in sie drangen, sie blieb verschlossen. Bei uns bildete sich natürlich die Ansicht aus, daß wir von einem vornehmen reichen Geschlechte abstammten, aber Gott sei Dank, wir streiften sie später von uns ab und blieben mit unserer Armuth zufrieden."

„Und das ist Alles, was du weißt?"

„Alles."

„Gut, es ist möglich, daß Leuther noch Etwas hinzufügen kann. Komme in einer Stunde zum Jagdschlosse."

Zum größten Verdrusse Katharinens ging er fort

und hielt das Geheimniß, von dem er sicher Kenntniß hatte, für sich. Auf dem Jagdschlosse berathschlagte er mit Leuther und sie kamen endlich zu einem festen Entschlusse. Als Jacobe kam, nahm Leuther das Wort und sprach: „Jacobe, ich habe Ihnen schon gesagt, daß eine Schuld auf meinem Gewissen lastet. Sie ist gegen Einen Ihrer Vorfahren begangen worden, indem ich Ihnen Geld vorenthielt, welches Ihnen rechtlich zukam. Damals war ich habsüchtig und machte mir kein Gewissen daraus. Todesfälle, Gewissensbisse und Gottes Gnade haben mich erst spät erkennen lassen, daß ich wieder gut machen mußte, was ich gefehlt. Ich suchte also mit unsäglichen Mühen die Nachkommen auf. In Milfort hörte ich, daß Sie mit noch acht Schwestern am Niederrheine lebten. Vergebens forschte ich nach Daniel Soter's Töchtern, und erst seit heute habe ich Eine davon gefunden, Sie. Ich gebe Ihnen das feierliche Versprechen, daß ich keinen Pfennig von dem ungerechten Gute behalten will, aber ich bin besorgt, daß ich von der Welt als Betrüger gebrandmarkt werde und aus Verdruß wieder auf einen abschüssigen Weg gerathen könnte, deßhalb richte ich die Bitte an Sie, die Wiedererstattung unter dem Siegel der Verschwiegenheit auf eine geheimnißvolle Weise geschehen zu lassen."

Das Mädchen gab nicht sogleich Antwort; die Wahrheit zu gestehen, empfand sie Widerwillen gegen den Mann, der aus Gewinnsucht ihre Verwandten betrogen hatte; auf der andern Seite fühlte sie auch die Wichtigkeit seiner Gründe. Freunde hatte er schon jetzt nicht, wenn er aber öffentlich als Betrüger da stand, dann zogen sich auch noch die Wenigen zurück, die ihm noch eine Art von Vertrauen geschenkt hatten.

Leuther sah ihr Zögern; er wurde heiß und kalt, roth und blaß. Rudolph aber ergriff des Mädchens Hand und sprach: „Jacobe, sage unbedenklich zu, Du thust ein gutes Werk und hilfst Deinen Geschwistern.

Die meisten müssen sich kümmerlich durchschlagen, ein hübscher Zuschuß an Geld würde ihnen aufhelfen."

„Ich will mich in diese Sachen nicht mengen," gab sie zur Antwort, „der Meister mag es für mich mit Ihnen abmachen; doch gebe ich gerne das Versprechen, bei meinen Schwestern Nichts zu verrathen."

Leuther dankte ihr mit herzlichen Worten, dann fuhr er fort: „Jacobe, ich habe die Absicht, sobald ich wieder hergestellt bin, zur Beruhigung meiner Seele eine Pilgerfahrt nach Jerusalem und von dort nach Rom zu machen. Wollen Sie für die Dauer meiner Abwesenheit oder, wenn Sie wollen, auch länger, hier das weibliche Regiment führen?"

Beide wurden von dieser Mittheilung überrascht. Der Meister aber war der Ansicht, wenn er von Innen heraus zu einer solchen Pilgerfahrt getrieben werde, so solle ihm Niemand hindernd in den Weg treten. Dem Mädchen aber rieth er, den Vorschlag anzunehmen, denn es liege auch mit in ihrem Vortheile, wie sie später erfahren werde.

Sie gab nach, aber doch mehr dem Meister zu Liebe, denn sie hatte die feste Ueberzeugung, daß er niemals seinen Rath gab, wenn er nicht genau wußte, daß er ersprießlich war. Leuther und sein Freund, denn so konnte man Rudolph wohl nennen, hatten nach diesem Tage noch manche Zusammenkunft bei verschlossenen Thüren. Sie machten unter sich ab, daß jede der Schwestern vorläufig zweitausend Thaler erhalten sollte, denn Rudolph hielt es für ein gefährliches Ding, wenn sie gleich in den Besitz großer Summen gelangten; er meinte, es könne eher zu ihrem Verderben als zu ihrem Nutzen ausschlagen, man habe Beispiele davon. Wenn sie aber nach und nach zum Wohlstande gelangten, so werde das dauern, die Erbschaft entginge ihnen schließlich ja doch nicht.

Leuther erklärte sich damit zufrieden und beauftragte ihn mit der Ausführung, zu welcher er

ihm beim Verwalter einen unbegrenzten Credit eröffnete.

„Wozu das?“ erlaubte sich der Verwalter zu fragen, „Meister Rudolph macht ja doch keinen Gebrauch davon. Er zahlt Alles baar.“

„Diesmal wird er in meinem Auftrage baares Geld von Ihnen fordern,“ antwortete Leuther, „und ich sage Ihnen noch einmal, geben Sie ihm alle Summen, die er verlangt. Ich muß abermals eine Reise antreten und kann also nicht bei der Hand sein.“

„Schon wieder?“ sprach der Verwalter etwas verwundert. „Es wäre mir aber doch lieb, wenn erst die Bücher und die Kasse nachgesehen würden; es hat sich viel Geld gesammelt.“

„Schon morgen will ich damit beginnen, aber es wird nur langsam von Statten gehen, denn die alten Kräfte sind noch nicht wieder da.“

Vierzehntes Kapitel.

Ein sanftes Ende.

„Der Baron ist wieder über alle Berge!“ hieß es eines Tages in Freiwald. Wohin, das wußte Niemand. Den Meister fragten die Leute gar nicht mehr, denn er war so verschwiegen wie ein Beichtvater. Auch Frau Katharina drängte ihn nicht, aber wenn von den Angelegenheiten des Barons gesprochen wurde, dann spielte ein verstecktes Lächeln um ihre Lippen. Ihr Mann mußte also doch ein wenig geplaudert haben. Es heißt ja, die consequentesten Männer brächten es schwer fertig, ihren Frauen gegenüber reinen Mund zu halten.

Jacobe war als Haushälterin in's Schloß gezogen und sie verrichtete ihr Amt mit einer seltenen Pünktlichkeit. Von dem Gelde war keine Rede mehr gewesen, aber eines Tages erhielt sie einen Brief aus Ammelberg, in welchem für zweitausend Thaler an Banknoten lagen. Nur die Worte standen dabei: Dies Geld kommt Ihnen aus frühern Zeiten zu.“ Sie lächelte vergnügt, denn sie kannte sowohl den Schreiber als den Spender.

Noch keine Woche war vergangen, so rückten die acht übrigen Schwestern in das Jagdschloß ein. Sie hatten Eine der Andern ihr Glück mitgetheilt, sich den Kopf zerbrochen, woher das Geld wohl komme und sich vereinigt, zu Jacoben zu gehen. Weil sie die

nächste bei Ammelberg war, nahmen sie an, daß sie wohl am ehesten Aufschluß geben könne.

Seit ihrer Abreise von Amerika hatten sich die Schwestern nicht mehr alle zusammen gesehen. Das Wiedersehen war jetzt um so freudiger, weil sie auf so unverhoffte Weise zu Gelde gekommen waren. Jacobe, welche Aufschluß ertheilen sollte, gab vor, Nichts zu wissen und holte ihren eigenen Brief herbei.

„Das ist dieselbe Handschrift!“ riefen sie. Laura stellte die Ansicht auf, daß das Geld am Ende noch aus einem frühern Wohlstande herrühre. Die Mutter habe ja einmal ein Wort fallen lassen, daß die Großmutter reich und vornehm gewesen. Georgine schüttelte mit dem Kopfe: „Das kann nicht sein; dann hätte es unser Vater schon erhalten müssen und er wäre wohl niemals nach Amerika ausgewandert.“ Albertine stellte mit einer gewissen Bestimmtheit die Behauptung auf, das Geld komme von Amerika, dort sei ihr Vater von Jemand beschwindelt worden, der nun seinen Betrug wieder gut mache. Ferdinande lachte darüber. „Du kennst doch die Amerikaner,“ sagte sie, „die geben Nichts heraus und wenn sie es tausendmal durch Schwindelei errungen haben.“ Ellen war etwas schwärmerischer Natur. „Ich glaube es anders erklären zu können,“ sagte sie. „Ich wette, eine von Euch hat in der Lotterie gespielt und läßt uns nun Alle mit an dem Gewinnste theilen. O, das ist schöne Schwesterliebe!“

Anna protestirte gegen diese Auslegung, weil sie grundsätzlich nicht spielte, Katharina und Monica wollten auch Nichts davon wissen und so waren sie schließlich so klug wie im Anfange. Nichts desto weniger aber freuten sie sich des Besitzes und des Zusammenseins, und Laura gab unverholen den Wunsch kund, daß sich die Sendung noch einigemale wiederholen möge.

Unter den Dorfbewohnern wurde das fabelhafte und fast unglaubliche Glück der neun Schwestern bald kund; sie wurden beneidet und angestaunt; man sprach

von nichts Anderm mehr. Katharina Rudolph, welche sie allesammt zum Kaffee lud, freute sich so innig, als wenn sie selbst mit bedacht worden sei, und als die Schwestern sie um ihre Meinung fragten, sagte sie scherzend: „Was ist da viel zu klügeln? Irgend ein reicher Mann, der mit seinem Gelde nicht zu bleiben weiß, hat sich keinen köstlichern Spaß zu machen verstanden, als neun Mädchen auf einmal glücklich zu machen. Wendet nur das Geld gut an, so ist das Uebrige Nebensache."

Das seltene Ereigniß einer solchen Beschenkung und Bereicherung wurde vierzehn Tage lang in allen Häusern besprochen und hin und her gedeutet, dann aber wieder vergessen. Als die acht Schwestern dem neugierigen Freiwald den Rücken gekehrt hatten und also der Gegenstand der Aufregung nicht mehr vor ihren Augen war, gewöhnte man sich wieder an die naturgemäßere Unterhaltung von Korn und Hafer, Kälbern und Kühen. In dem Jagdschlosse war seit Jacobe's Anwesenheit ein recht gemüthliches Wesen heimisch geworden. Sie wußte in das Einerlei der Arbeit mit den einfachsten Mitteln irgend eine angenehme Abwechselung zu bringen. Es war freilich ebenfalls Arbeit, aber es kam den Leuten nicht so vor, weil sie es mit Lust und Liebe thaten.

Während der ersten Periode, d. h. ehe Leuther noch zur bessern Erkenntniß gekommen war, konnte man das Schloß eigentlich nur eine Arbeits-Anstalt nennen, in welcher gehoben und getragen, geschoben und geschleppt wurde. Es geschah maschinenmäßig, aber nur mit sauern, verdrießlichen Gesichtern. Singen hörte man nur die Nachtigallen im nahen Walde und selbst diesen schien die Kehle von Jahr zu Jahr mehr einzurosten.

Schlug die Mittagsglocke oder die Feierabendstunde, dann warf Jeder, da wo er stand, sein Werkzeug aus der Hand. Keinem Menschen wäre es ein-

gefallen, noch einen letzten Strich zu thun. Gott bewahre! Dagegen wurde beim Essen mit vieler Tüchtigkeit und Nachhaltigkeit gewirkt. Was der Magen nur fassen konnte, das mußte hinein, damit der Baron nicht zu viel Nutzen von ihnen hatte. Das Essen war in der That ebenfalls zu einer pflichtschuldigen Arbeit geworden, aber von einem Vergnügen des Essens kannte man Nichts. Das Jagdschloß schien mehr ein Aufenthalt von gezähmten Bären als von Menschen. Wer nicht von Natur schon ein Sauertopf war, der wurde es hier durch Anschauen der andern Sauertöpfe.

Der alte Schlendrian war noch ziemlich unter den Bewohnern geblieben, bis Jacobe kam. Sie war keineswegs laut und lärmend, vielmehr that sie Alles mit einer gewissen wohlthuenden Ruhe, aber die Fröhlichkeit ihres Herzens strahlte auch auf dem Gesichte wieder und sie war so ansteckend, daß vom Saujungen bis zum Meisterknechte und von diesem bis zum Verwalter eine ordentliche Sinneshäutung vor sich ging. Es dauerte nicht lange mehr, so durften die Sonnenstrahlen in den Schloßhof niederfallen, ohne daß sie wie Ruhestörer angefahren wurden. Wenn Jacobe zu ihrer Arbeit laut sang, so regte das die Mägde wenigstens zum leisen Quiddeln an und zuletzt sangen sie mit der Haushälterin in die Wette.

Die Knechte waren sonst nach Feierabend bis Schlafengehen mit der Karte beschäftigt und knöchelten Beulen in den Tisch, so daß kein Mensch sein eigenes Wort hören konnte; jetzt war das anders geworden. Wenn der Tisch abgeräumt war, dann mußte der Meisterknecht den Rosenkranz vorbeten; das war einmal eine Pflicht, wovon Jacobe sich nicht ein Ave Maria abhandeln ließ. Nach dem Rosenkranze aber, Nota bene in den Monaten, in welchen nicht gesponnen wurde, mußten sich Alle um sie herumsetzen und zur Unterhaltung beitragen. Entweder wurden lustige Schnurren erzählt oder gesungen und musicirt. Der Ver-

walter wußte mit der Geige, Jacobe mit der Zither umzugehen; die Andern sangen dazu, daß es schallte.

„Daß wir das nicht schon früher so eingerichtet haben!“ sagte der Meisterknecht.

„Ja, früher,“ antwortete der Saujunge ganz richtig, „früher war ja die Jacobe noch nicht hier; da fror Alles fest und jetzt thaut Alles los.“

Die Zuhörer klatschten in die Hände und machten den guten Saujungen dadurch so verblüfft, daß er glaubte, etwas schrecklich Dummes gesagt zu haben, was aber in Wirklichkeit nicht der Fall war. Sonntags hielt Jacobe streng darauf, daß jeder Dienstbote sowohl des Morgens als des Nachmittags in die Kirche ging. War aber die Vesper zu Ende, dann war sie die erste, welche das Zeichen zu Scherz und Lachen gab. Freilich mußte Alles in schöner und anständiger Weise vor sich gehen, aber es getraute sich schon von selbst Niemand über die Schnur zu hauen, wenn sie dabei war. Kurzum, es zog mit ihr ein neuer, wohlthätiger Geist ein und der alte machte sich aus dem Staube.

Die Leute thaten aber auch, was sie ihr nur an den Augen absehen konnten, und selbst der Verwalter tanzte ein wenig nach ihrer Pfeife; er ließ es sich sogar gefallen, daß sie zuweilen ein wenig in sein Departement herübergriff.

Merkwürdiger Weise ereignete es sich, daß die neun Schwestern im folgenden Jahre an demselben Tage wieder mit der gleichen Summe bedacht wurden. Hatte die erste Sendung sie schon im höchsten Grade überrascht, so that es die zweite noch mehr; abermals kamen sie auf dem Jagdschlosse zusammen und des Jubelns, Wunderns und Rathens war kein Ende. Sie waren um zweitausend Thaler reicher, aber um kein Haar klüger geworden. Die Freiwalder fingen jetzt im Ernste an, die Mädchen mit neidischen Augen zu betrachten und dem unbekannten Geber zu grollen. Die

Unzufriedensten sagten so laut, daß es Jedermann hören konnte: „So geht es immer, Menschen, die gar kein anderes Verdienst haben, als daß sie in der Welt sind, werden vom Glücke verfolgt, unsereins aber, der sich vom Morgen bis zum Abend und noch bis in die späte Nacht hinein abmüht, der kann ihm nachlaufen bis an das Ende der Welt und erhascht es doch nicht."

Nicht lange nach dieser Zeit kam Leuther zurück; er war auf seiner Pilgerfahrt ganz weiß geworden und ging mit krummem Rücken an einem Stabe; das war aber nicht die einzige Veränderung, die mit ihm vorgegangen, eine andere war noch viel bemerkenswerther. Seine Erscheinung war nicht mehr unheimlich und abstoßend, wie früher, sondern seine Züge drückten jetzt Sanftmuth und Ergebung aus; man sah es schon auf den ersten Blick, daß er zufrieden mit sich selbst war und in seinem Innern Ruhe hatte.

Nach seiner Ankunft auf dem Schlosse war sein erster Gang nach Freiwald zu Meister Rudolph. Der saß eben bei einem mächtigen Zeichenbrette und entwarf einen Plan zu einer Villa, welche ihm ein reicher Mann in Ammelberg aufgetragen. Er kannte den gebeugten Greis im Anfange nicht wieder, denn er hatte nur die gerade, robuste Gestalt im Gedächtnisse.

„Ihr braucht Euch nicht allzusehr zu wundern," sagte Leuther lächelnd; „als ich von hier fortpilgerte, hatte ich zwar die feste Absicht, mich zu bessern, aber es kostete Kämpfe, von denen Ihr keinen Begriff habt, denn ich mußte in alten Tagen, wo sich schlechte Gewohnheiten gar fest eingewurzelt und eingefressen haben, so zu sagen ein ganz neues Leben anfangen. Hundertmal, wenn es mir allzuschwer wurde, war ich im Begriffe, wieder zu meiner alten Lebensweise zurückzukehren, aber wie oft ich auch dem Unterliegen nahe war, ich hielt aus. Und das verdanke ich Euch, Meister. Der liebe Gott hat es wahrscheinlich so eingerichtet, daß ich nicht anders konnte, als Euch zum Vorbilde

zu nehmen. Gegen meinen Willen tauchte Euer Bild immer vor meiner Seele auf und Scham erfüllte mich, wenn ich denken mußte, daß ich ungebessert nach Freiwald zurückkehren werde."

„Nun ja," antwortete Rudolph, „Gottes Weisheit ist unergründlich und er bedient sich oft der unbedeutendsten Personen, um große Dinge zu thun."

Leuther beschaute sich den Plan und lächelte ihm Beifall zu. „An Euch ist ja wahrhaftig ein Baumeister verloren gegangen," sagte er.

„Verloren gegangen gerade nicht," antwortete der Meister. „Ich glaube, ich sagte Euch schon einmal, daß ich in Düsseldorf das Zeichnen lernte; aber dabei ließ ich es nicht bewenden, sondern bekümmerte mich auch fleißig um das gesammte Bauwesen, weil ich meinte, das hänge mit der Schreinerei so recht enge zusammen. Durch die Arbeiten in Ammelberg sind die Herren von der Regierung aufmerksam auf mich geworden und sie haben mir den Rath gegeben, das Maurer- und Zimmermanns-Examen zu machen. Es hat mich noch manche Nacht und manchen Tag Nachstudien gekostet, aber es ist mir am Ende doch gelungen und jetzt habe ich die Befugniß, ganze Gebäude aufzuführen."

„Und wie geht's mit den Finanzen, Meister?"

„Ganz vortrefflich; durch meine Sparsamkeit bin ich im Stande gewesen, mitunter ein kleines Sümmchen zurückzulegen. Viel ist es zwar nicht, und ein reicher Mann werde ich wohl in meinem Leben nicht werden, aber es reicht doch hin, daß ich meine Unternehmungen mit baarem Gelde beginnen kann."

Katharina kam aus der Küche herbei; dem strammen Baron hatte sie immer im Stillen gegrollt und nicht in seiner Nähe sein mögen; von dem gebeugten Greise fühlte sie sich angezogen, denn sie sah auf den ersten Blick, daß in seiner Seele die Sonne der Zufriedenheit aufgegangen war. Auch Ostermann kam herbei und fragte, wo er denn die lange Zeit gewesen.

Leuther machte keinen Hehl daraus. „Ich habe zum Heile meiner Seele eine Pilgerreise gemacht," sagte er, „bin im heiligen Lande und in Rom gewesen und, wie ich hoffe, besser wieder gekommen."

Das war auch dem Herrn Ostermann interessant zu hören; er stellte eine Menge von Fragen, die alle ohne Zögern beantwortet wurden. Er traute der Sache im Anfange noch nicht und meinte im Stillen, der Fuchs verliere zwar seine Haare, aber nicht seine Sinne; aber im Verlaufe des Gespräches überzeugte er sich doch, daß sein Mißtrauen unbegründet war.

„Nun muß ich doch auch den Pfarrer Ambrosius aufsuchen," sagte Leuther, nahm seinen Stock und begab sich zur Pastorat. Die Leute kamen an die Fenster und Thüren und schauten ihm neugierig nach. Er aber grüßte freundlich nach allen Seiten und dachte: „Ihr werdet schon sehen, daß ich der Alte nicht mehr bin."

Der Pfarrer freute sich über die Maaßen, daß ein so lange verirrtes Schäflein wieder zur Heerde zurückgekehrt war. Ermahnungen richtete er nicht an ihn, denn seine Menschenkenntniß sagte ihm, daß seine Besserung vollständig war.

Er hatte sich nicht geirrt; Leuther kam jeden Morgen zur Messe, that den Armen Gutes, war freundlich und zuvorkommend gegen Jedermann und diente Manchem zum nacheifernden Beispiele. Auf dem Jagdschlosse erlitt das Leben, welches Jacobe hineingebracht hatte, keine Aenderung, ja die Heiterkeit steigerte sich noch, als Leuther es nicht verschmähte, an ihren Unterhaltungen Theil zu nehmen und ihnen mitunter ein kleines Fest zu bereiten. Die Leute wunderten sich zwar über seine Aenderung, aber sie fanden sie äußerst angenehm und meinten, wenn früher auf dem Jagdschlosse die Hölle gewesen sei, so fühle man sich jetzt mitten im Paradiese.

So ging es ein Jahr fort, und zum drittenmale hatte sich die geheimnißvolle Geldsendung an die neun

Schwestern wiederholt, als Leuther eines Morgens nicht zum Frühstücke kam. Jacobe wartete und wartete. Als es ihr aber gar zu lange dauerte, schickte sie den Verwalter hinauf. Dieser fand ihn im Lehnsessel, das Gebetbuch in den Händen.

„Gott sei Dank, Sie befinden sich wohl," sprach ihn der Verwalter an; „wir fürchteten schon, es sei Ihnen ein Unfall zugestoßen."

„Ich bin eben im Begriffe meine dritte Reise anzutreten," gab er lächelnd zur Antwort.

„Jetzt reisen, wo der Winter bereits angefangen?" fragte der Verwalter. „Da würde ich Ihnen doch abrathen. Sie sind kein Jüngling mehr; das Gehen fällt Ihnen schwer, und wie sehr Sie es auch verbergen mögen, Sie sind oft unwohl und hinfällig. Warten Sie doch lieber bis zum Frühjahr."

„Das geht nicht," antwortete Leuther lächelnd, „es muß jetzt geschehen; aber ich bedarf bis zur Grenze der Erde drei Begleiter. Holen Sie mir den Pfarrer Ambrosius, den Dr. Meiners und den Meister Rudolph. Zu dem Meiners können Sie zuletzt gehen; er ist eigentlich gar nicht nothwendig, aber die Ordnung verlangt es einmal so."

Der Verwalter schaute ihn noch verwunderter an. „Bis zur Grenze der Erde?" lispelte er vor sich hin, „und diese Drei sollen mit ihm gehen. Das verstehe, wer es kann. Mir scheint, daß er auf seinen alten Tag ganz kindisch wird. Ich muß doch Jacobe fragen, was sie davon hält."

Das Mädchen kam auf seinen Ruf eilig die Treppe hinauf. Als Sie dem alten Manne in's Gesicht sah, bedurfte es für sie keiner fernern Erläuterung. „Thun Sie gleich, was er Ihnen befohlen hat," sagte sie.

Der Pfarrer kam zuerst und er freute sich, daß er ihn noch bei vollem Verstande fand. Sie blieben lange zusammen, denn Leuther hielt es für nöthig, noch einmal die Sünden seines ganzen Lebens durchzugehen und sich auf die bevorstehende Reise würdig vorzubereiten.

Am Abend traten auch Meiners und Rudolph, die erst in der Stadt hatten aufgesucht werden müssen, in die Stube. Er streckte Beiden die Hände entgegen und fragte den Arzt: „Wie lange können Sie den Tod noch zurückhalten, wenn Sie alle Mittel anwenden, die Ihnen zu Gebote stehen? Es liegt mir daran, auf diese Frage eine genaue Antwort zu erhalten."

Meiners untersuchte seinen Zustand ganz genau und antwortete: „Mit Bestimmtheit kann das nur Gott sagen, aber wenn Alles einen naturgemäßen Verlauf nimmt, haben Sie noch eine Woche zu leben."

„Gut," antwortete er lächelnd, „diese Frist wird hinreichen. Meister, kommen Sie einmal an mein Bett, ich habe Ihre Dienste nothwendig."

Rudolph neigte sein Ohr zu dem Munde des Kranken. Dieser lispelte: „Lassen Sie die neun Schwestern hierher kommen!"

Sogleich begab sich der Meister nach Hause und schrieb an sie, ihnen einschärfend, jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen und ja nicht auszubleiben, da Ihnen eine sehr wichtige Mittheilung gemacht werden solle. Seine Briefe hatten den besten Erfolg. Schon am sechsten Tage waren sie Alle zusammen. Monica, welche am entferntesten wohnte, kam zuletzt.

Leuther hatte diesen Zeitpunkt kaum erwarten können, denn er fühlte, wie ihm mit jeder Stunde die Kräfte mehr und mehr schwanden, und er fürchtete, daß er nicht mehr im Stande sein werde, das letzte Bekenntniß zu machen. Endlich meldete ihm Rudolph, daß sie Alle zusammen seien.

„Laßt sie kommen," sprach er; „es soll außer ihnen aber Niemand zugegen sein, als Ihr, Meister."

Die Schwestern hatten nicht im Entferntesten vermuthet, daß sie Leuther's wegen hierher beschieden worden; sie wunderten sich deßhalb nicht wenig, als sie in das Krankenzimmer gerufen wurden.

„Meister, schließt die Thüre," sagte er, „und legt mir die Kissen in den Rücken."

Als das geschehen war, redete er die Schwestern an und sprach: „Wenn Ihr mich gehört habt, wird mein Leben bald entfliehen. Ich rede als ein Sterbender zu Euch und als solcher flehe ich Euch an, mir vor dem Sterben Verzeihung angedeihen zu lassen. Schwer habe ich an Eurer Großmutter gesündigt, aber ich habe auch schwer gebüßt. Höret mir zu!"

Mit schwacher Stimme, aber ohne Beschönigung, entrollte er ihnen das Bild seiner Verbrechen. Oft mußte er inne halten, weil die Kräfte schwanden. Als er geendigt hatte, setzte er hinzu: „Dem Himmel sei Dank, daß ich meine Schlechtigkeit eingesehen und daß es mir vergönnt war, Buße zu thun. Damit das Gut wieder in die rechten Hände zurückkommt, habe ich Euch als Universalerben meines gesammten Vermögens eingesetzt, auch desjenigen, welches ich rechtlich das meinige nennen kann. Wenn ich Zins auf Zins rechne, so bleibt immer noch ein hübscher Ueberschuß und diesen habe ich einem braven Manne zugedacht, der das Ganze erhalten haben würde, wenn ich Euch nicht gefunden. Schon einmal hatte ich mein Testament gemacht, aber damals schaute ich noch nicht klar, und ich habe deßhalb ein neues anfertigen lassen, welches sich in den Händen des Notars von Ammelberg befindet. Nun wißt ihr Alles, und ich bitte noch einmal um Verzeihung, damit ich ruhig sterben kann."

Die Mädchen waren noch verwirrt und von Schrecken erfüllt; sie schwiegen und auf einigen Gesichtern malte sich sogar ein Ausdruck, der wenig zum Verzeihen geneigt schien. Jacobe aber ging an das Bett, reichte ihm die Hand und sprach: „Sie haben mehr gelitten, als die meisten Sünder. Ich verzeihe Ihnen von ganzem Herzen und werde nicht aufhören, für Sie zu beten."

„Dank, Dank!" flüsterte er.

Die andern Schwestern folgten dem guten Beispiele. Eine nach der Andern ging zu ihm und legte dasselbe Versprechen ab. Selig lächelnd lehnte er den Kopf zurück. „Die Todesstunde naht," hauchte er, „betet."

Sie knieten Alle nieder. Meister Rudolph aber öffnete die Thüre und rief auch die andern Schloß-bewohner. Unter frommen Gebeten wurde sein Athem immer kürzer; nach einer Stunde rief er deutlich: „Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!" Er war nicht mehr.

Als das Testament geöffnet wurde, fand sich Alles, wie er gesagt hatte; aber Eines hatte Niemand und der Betheiligte am Wenigsten bemerkt: Meister Rudolph erhielt ein Legat von fünftausend Thalern. Er nahm es dankbar an, obschon er meinte, selbstverdientes Geld halte besser in der Truhe. Katharina aber schalt ihn einen Narren, tanzte mit ihm in der Stube umher und gelobte, dem Baron ein dankbares Andenken erhalten zu wollen, so lange Athem in ihr sei. Die neun Schwestern aber zogen zusammen in das Jagdschloß und hielten mit Katharina auch für die Folge innige Freundschaft.

Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel. Die beiden Nachbarn	3
Zweites Kapitel. Hobeln und Singen	15
Drittes Kapitel. Der Secretair	29
Viertes Kapitel. Der Schuß im Walde	41
Fünftes Kapitel. Grab und Gefängniß	54
Sechstes Kapitel. Der Tod einer Mutter	68
Siebentes Kapitel. Ein entsprungener Mörder . .	80
Achtes Kapitel. Die letzten Engel	93
Neuntes Kapitel. Der Prinz und die Prinzessin . .	105
Zehntes Kapitel. Nach Amerika	118
Eilftes Kapitel. Am Stricke	131
Zwölftes Kapitel. Ein schreckliches Bekenntniß . .	144
Dreizehntes Kapitel. Die neun Schwestern gefunden	157
Vierzehntes Kapitel. Ein sanftes Ende	170

Im Verlage von G. J. Manz in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Christoph v. Schmid's Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde.

Illustrirte Ausgabe mit Stahlstichen und feinen Holzschnittbildern.
8. In verziertem Umschlag geh. u. mit Marmorschnitt gebunden.

Das Blumenkörbchen.
Eine Erzählung dem blühenden Alter gewidmet.
8. geh. 48 kr. od. 15 sgr. geb. 1 fl. od. 19½ sgr.

Blüthen
dem blühenden Alter gewidmet.
8. geh. 48 kr. od. 15 sgr. geb. 1 fl, od. 19½ sgr.

Ostereier.
Geh. 24 kr. od. 7½ sgr. geb. 33 kr. od. 10 sgr.

Eichenfels.
Geh. 24 kr. od. 7½ sgr. geb. 33 kr. od. 10 sgr.

Weihnachtsabend.
Geh. 36 kr. od. 12 sgr. geb. 45 kr. od. 14½ sgr.

Diese 3 Bändchen zusammengeheftet 1 fl. 24 kr. od. 27 sgr. gebunden 1 fl. 39 kr. od. 1 Thlr.

Der Kanarienvogel. — Das Johanniskäferchen. — Die Waldkapelle. Geh. 24 kr. od. 7½ sgr. geb. 33 kr. od. 10 sgr.

Das Täubchen. — Das verlorne Kind. Geh. 24 kr. od. 7½ sgr. geb. 33 kr. od. 10 sgr.

Das Lämmchen. Geh. 24 kr. od. 7½ sgr. geb. 33 kr. od. 10 sgr.

Gottfried, der junge Einsiedler. Geh. 36 kr. od. 12 sgr. geb. 45 kr. od. 14½ sgr.

Diese 4 Bändchen zusammengeheftet 1 fl. 48 kr. od. 1 Thlr. 4½ sgr. gebunden 2 fl. 3 kr. od. 1 Thlr. 7½ sgr.

Die Hopfenblüthen. Geh. 36 kr. od. 12 sgr. geb. 45 kr. od. 14½ sgr.

Sieben Erzählungen: Die Kirschen. — Die Margarethenblümchen. — Das Vergißmeinnicht. — Der Kuchen. — Das Rothkehlchen. — Die Krebse. — Das Vogelnestchen. Geh. 36 kr. od. 12 sgr. geb. 45 kr. od. 14½ sgr.

Ludwig, der kleine Auswanderer: Geh. 36 kr. od. 12 sgr. geb. 45 kr. od. 14½ sgr.

Die christliche Familie. — Das alte Raubschloß. — Das stumme Kind. Geh. 24 kr. od. 7½ sgr. geb. 33 kr. od. 10 sgr.

Diese 4 Bändchen zusammengeheftet 2 fl. 12 kr od. 1 Thlr. 13½ sgr. gebunden 2 fl. 27 kr. od. 1 Thlr. 16½ sgr.

Katholische Volksbibliothek.

Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für katholische Christen.

Von A. Hungari.

Zwölf Bände, jeder für sich selbstständig unter den Titeln:

Auf der Moosbank.

Einsam im Hausgärtchen.

Unter der alten Linde.

Geistige Sommerfrische.

Sonntags Nachmittags.

Nach der Vesperglocke.

Sinniges und Gemüthliches.

Im Stoppelfelde.

Abendfreuden.

Gute Aussaat.

Gedeihliches Wachsthum.

Fröhliche Erndte.

Jeder Band mit 1 Stahlstiche. 8. à 1 fl. od. 20 sgr.

Dem Herausgeber dieser Erzählungen kommt das Verdienst zu, aus dem reichen Schatze der Unterhaltungsschriften mit großer Umsicht geschöpft und eine Auswahl getroffen zu haben, die alle Anerkennung verdient. Ein Vorzug sämmtlicher Erzählungen ist schon dieser, daß sie kurz sind, und nicht gleich so vielen anderen Stunden und selbst Tage zum Lesen in Anspruch nehmen. Auch sind alle ohne Ausnahme sehr anziehend; sie fesseln die Aufmerksamkeit des Lesers in hohem Grade und gewähren ihm einen geistigen Genuß, der noch in späterer Zeit in ihm angenehme Reminiscenzen erweckt. Was wir aber an diesen Erzählungen als den Hauptvorzug hervorheben müssen, ist, daß sie alle ein ächt christ-

katholisches Gepräge tragen und den Leser für Glaube und Tugend, für Recht und Wahrheit begeistern. Wir zweifeln nicht, daß Jeder, der diese Erzählungen liest, unsere Ansicht theilen und sie ebenso unterhaltend als lehrreich finden wird.

Pred. u. Kat.

Der literarische Handweiser Nro. 76 sagt hierüber: „Mit merkwürdigem Geschicke weiß H. auszuwählen und das Mangelhafte zu verbessern; und hat so schon tausende von kleinen Erzählungen und Schilderungen uns geboten. Im Ganzen sind dieser Erzählungen jetzt 12 Bände, und sie dürfen als wahre Perlen in der katholischen Unterhaltungs-Literatur bezeichnet werden."

„Schriften vom Verfasser: Die Kinder der Wittwe (L. v. Ambach)."

Adler, der, oder Schuld und Sühne. Ein Familiengemälde aus den Zeiten des 7jährigen Krieges. Der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlstiche. 8. geh. 48 kr. od. 15 gr.

Feuerreiter, der. Oder die Religion als Leitstern. Ein Charaktergemälde unserer Zeit. Der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlstiche. 8. geh. 48 kr. od. 15 gr.

Fluch und Segen. Oder: „Wie die Saat so die Ernte!" Ein Familiengemälde aus unserer Zeit. Der reifern Jugend und dem christl. Volke gewidmet. Mit 1 Stahlst. 8. geh. 54 kr. od. 17½ gr.

Johanniter, die, oder die Einnahme von Rhodus durch Soliman. Charakter- und Heldengemälde aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. Der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlstiche. 8. geh. 48 kr. od. 15 gr.

Jude, der, oder: Neigung und Pflicht. Ein Charakter- und Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhunderte. Der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlstiche. 8. geh. 48 kr. od. 15 gr.

Ludwig der Heilige, oder: Ein Fürst als Held und Christ. Eine moralische Erzählung zur Befestigung religiöser und weltlicher Gesinnungen. Der reifern Jugend und der gesammten edlen Lesewelt gewidmet. Mit 1 Stahlstiche. 8. geh. 48 kr. od. 15 gr.

Pulverthurm, der. Oder: Das Gebet als Schutzgeist. Ein Familiengemälde aus dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts. Der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlstiche. 8. geh. 48 kr. od. 15 gr.

Reichthum und Armuth, oder des Malers Bild. Skizzen aus dem Leben und Treiben unserer Tage. Der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlstiche. 8. geh. 48 kr. od. 15 gr.

Rückkehr aus dem Norden, die, oder das Kirchlein am Donaustrande. Familien- und Zeitgemälde aus der letzten Epoche der napoleonischen Herrschaft. Der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlstiche. 8. geh. 48 kr. od. 15 gr.

Sünders, des, **Entlarvung** am Römergrabe, oder: „Mensch bedenke das Ende." Ein Charakter- und Sittengemälde aus unserer Zeit. Der reifern Jugend und dem christlichen Volke gewidmet. Mit 1 Stahlstiche. 8. geh. 54 kr. od. 17½ gr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herchenbach, Wilhelm,

Die Sühne des Verbrechers Erzählung für Volk und Jugend : Mit vier Stahlstichen

Regensburg 1869

Paed.pr. 1523,5-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11869910-1